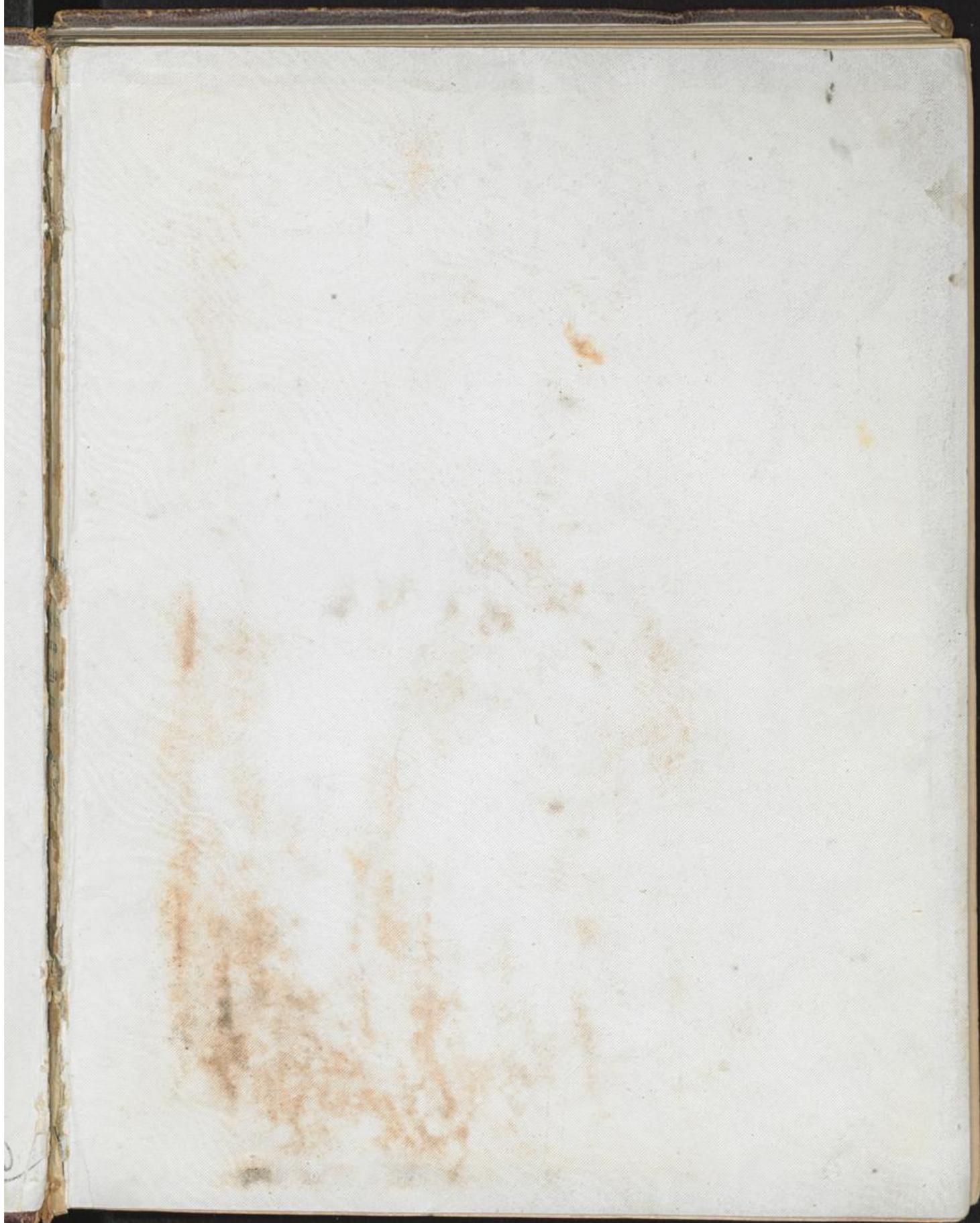
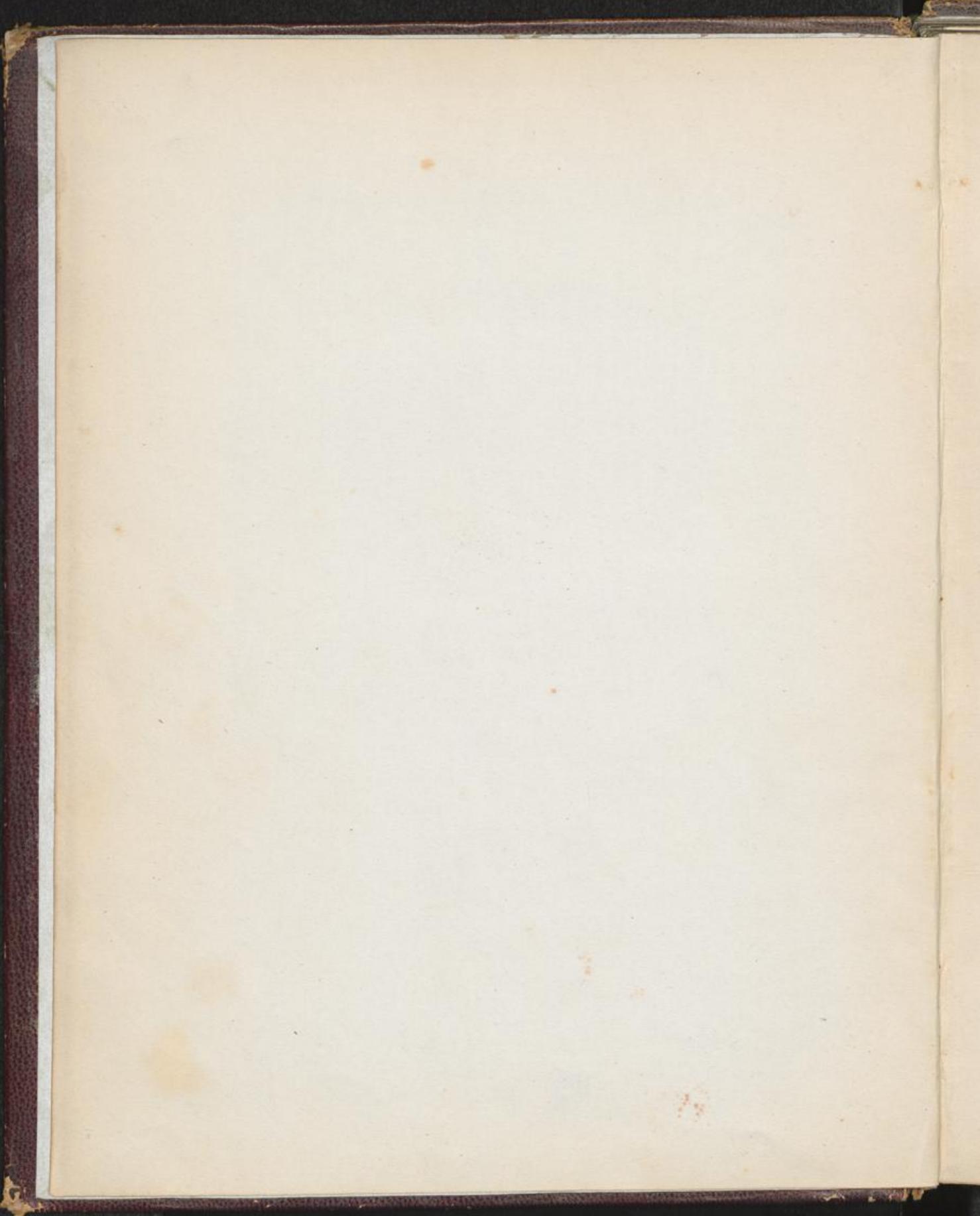


Riemann 244

Nicht ausleihbar

②





Abt. 17

2

251 Bibl. D. D. D.

6 Vit. von
W Camphausen

Æ No. 273-278



Der Mann und die Fee

Arabesken von Gustav zu Putlig.

Illustrirt

von

Wilhelm Camphausen.

I.

Bergißmeinnicht.



Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1854.

Rara



J. Lit. 1551
B

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

09.1332

Vergißmeinnicht.

2

PSYCH. DÜS



n einer frischen Wiesenquelle, auf dem weichen Polster den die moosige Decke eines Steines ausbreitete, saßen zwei ganz kleine Geister zusammen und schauten in das Wogen, Plätschern und Schimmern des Wassers zu ihren Füßen. Der eine war ein possirliches Männchen, etwas breitschultrig, mit kurzem Halse und einer gedrungenen Gestalt, die der böse Wille hätte bucklicht schelten können. Die dünnen Beinchen, die er ängstlich an sich gezogen hatte, denn er fürchtete sich vor der Berührung des Wassers, das muthwillig zu ihm aufhüpfte, gaben ihm gar erst ein wunderliches Ansehn. Sein Anzug war braun und wenig zierlich. Auch auf dem Kopfe trug er ein braunledernes Käppchen oder Hütchen, das

ganz eigen über das unschöne, bleiche, aber überaus gutmüthige und wohlwollende Gesicht hing. Der andere Geist war eine zierliche, schlanke Frauengestalt. Ihr blondes Haar floß in Locken über die Schultern und Arme; das liebliche, aber schelmische Gesicht spiegelte sich in dem schimmernden Wasser, in dem die nackten Füßchen plätscherten und dem Nachbarn, wenn er es eben nicht sah, Tröpfchen ins Gesicht sprigten. Sie trug ein Gewand aus Blumenblättern gefügt und hatte eine Auroreblüthe als Hut auf die Locken gedrückt.

„Ei, Heinzelmann,“ sagte die muthwillige Schöne, „fürchtest Du Dich noch immer vor dem Wasser?“

„Ich habe Schuß an!“ erwiderte der Angeredete. Das war nicht gelogen, wenn es auch eigentlich nicht der Grund seiner Wasserscheu war. „Aber,“ fuhr er fort, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „nenne mich nicht Heinzelmann. Mein großer, weitumfassender Familienname klingt so fremd. Nenne mich lieber Käppchen oder Hütchen, wie die Menschen zu mir sagen, wenn sie mich lieb haben.“

„Schön,“ sagte die Elfe, denn eine solche war die Nachbarin, „und Du nennst mich Lilli, wir sind ja Freunde.“

Das waren sie auch, so verschieden sie ausahen, vielleicht gerade deshalb. Erst eine Badebekanntschaft, aus der eine Badefreundschaft geworden war, und aus dieser zuletzt eine Freundschaft, die über das Bad fortging, obgleich sie sich nur während der Badefaison sahen, sich niemals schrieben, aber vielleicht eben deshalb um so mehr an einander dachten.

An diesem Abend hatten sie sich wieder ein Rendezvous gegeben, wie schon seit einigen Jahren an derselben Quelle. Käppchen, um streng und pedantisch seine Badekur zu

beginnen, die ihn erfrischen mußte nach der Arbeit und dem Staube, in dem er das ganze Jahr zubrachte, — Lilli zum Vergnügen; der Gesellschaft wegen, die sich an der Quelle zusammensand; um die Blumen zu begrüßen, die sie hier gerade so schön fand, obgleich Käppchen ihr bewies, daß sie dieselben Species und Genera an tausend andern Orten auch trafe. Käppchen war mühsam zu Fuß hergewandert, Lilli hatte ihr Biergespann von Schmetterlingen, Libellen oder Heuschrecken (ich weiß nicht, was nun gerade für diese Saison als das Eleganteste angesehen wurde) anspannen lassen, und war durch die Luft hergeflogen. Sie waren fast zur selben Stunde angekommen. Hütchen badete nun und trank alle Morgen seine vorschriftsmäßigen Thautropfen, die er von einer besondern, heilkräftigen Blume streifte, Lilli machte Besuche, plauderte, klatschte und studirte, ob nicht irgend ein anderes Glschen eine neue phantastische Art erfunden hätte, die Blumenblätter zu Gewändern zu fügen. Abends aber kamen die Freunde zusammen und erzählten sich die kleinen Begebenheiten des Tages, ihre Erlebnisse des Jahres, die Träume für die Zukunft. Wir wollen sie einmal belauschen.

„Du siehst blaß aus, Hütchen,“ sagte die Elfe nach einer Pause, und das schelmische Gesichtchen nahm für den Augenblick einen theilnehmenden Zug an. „Hast Dich gewiß wieder recht abgearbeitet in Deiner dicken, staubigen Stubenluft?“

„Es gab freilich viel zu thun“ — sprach der Kleine. „Es regt sich wieder unter den Büchern und Druckbogen, und zwischen den fatalen politischen Brochüren, die uns zu überschwemmen drohten, tauchen doch hier und da wieder frische, poetische Gebilde, oder stattlich dicke, wissenschaftliche Folianten auf. Ich bin nun das Heizelmännchen der Buchdrucker und da hatte ich dieses Jahr viel Arbeit. Es kamen Lettern und Schriftzeichen zum Vorschein, die lange in ihrem Kasten unbenutzt gelegen hatten.

Da kehrt sich denn viel Staub auf, der fällt auf die Brust, und so war mir diesmal die Badereise sehr nothwendig.“

Lilli lachte laut auf. „Soll ich Dich wohl gar noch bedauern? Was gehen Dich die Bücher, die Brochüren, die Lettern, ja die Menschen selbst an?“

„Das verstehst Du nicht, meine schöne Freundin. Jeder muß arbeiten an dem Plage, der ihm von der Bestimmung angewiesen ist. Die Wespe muß ihre Zelle bauen, die Ameise ihren Berg zusammenschleppen, und zerstörst Du es ihnen, sie fangen von vorn wieder an. Ich muß helfen und arbeiten wie sie, und das ist mein Glück. Arbeitest Du nicht auch?“

„Nein! Ich tanze im Mondenschein, ich plaudere mit den Blumen, ich belausche den Glühwurm — ich lebe und genieße.“

„Du bist wie ein Schmetterling, das ist Deine Natur und doch ist dies Genießen Deine Arbeit. Siehst Du, unter den Menschen, mit denen ich so vielfach zusammenkomme, giebt es auch verschiedene Naturen; die einen sind fleißig wie ich, und mühen sich, die andern genießen wie Du, leben in der Natur, lernen und horchen in ihr — das sind die poetischen Gemüther — ihre Arbeit ist Müßiggang und der Müßiggang ist ihre Arbeit. Man schilt sie Träumer und lacht sie aus, weil sie in einer Welt leben, die sie sich selbst aufbauten und die Niemand kennt. Gelingt es ihnen aber, sei es durch Worte, durch Töne oder Farben, oder sonst wie, den andern Menschen den Blick in diese Welt zu öffnen, dann nennt man sie Dichter oder Künstler, und doch werden sie dadurch nicht mehr und ihre Arbeit nicht werthvoller. Deine Bestimmung ist nun einmal ganz in der Poesie der Natur zu weben, das holde Gedicht der

Schöpfung in Deinem Herzen und Wesen nachzudichten. Sei zufrieden mit Deinem Loose, aber schätze auch das meine nicht gering.“

Ob das Elfschen ihn verstand? Gleichviel, es fühlte sich geschmeichelt.

„Mag sein,“ sagte es, „Du mußt arbeiten, ich will es glauben, aber, Du armer Schelm, das ist wohl mitunter recht hart — recht langweilig?“

„Nicht im Geringsten,“ rief Käppchen und richtete sich stolzer auf. „Du glaubst nicht, was das befriedigend ist. Da liegen die schwarzen Lettern, jede nach ihrer Art geordnet, in den kleinen Wohnungen beisammen. Es ist mein Geschäft sie zu überwachen, daß sie nicht unter einander springen. Nachts, wenn ich an den Kästchen sitze, höre ich wohl hier und da ein Summen. Dann ist wo Unordnung, oder ein armer Buchstabe klagt leise, daß er in fremde Gesellschaft gerathen. Bald wird das arme kleine „a“ unter allen den großen „A's“ verlacht und verspottet, bald ist ein Vokal den Neckereien der Consonanten ausgesetzt, unter die er gerieth, bald umgekehrt, denn jeder bildet sich ein, etwas Apartes zu sein, und sind viele ihres Gleichen beisammen, so haben sie Beistand. Das bringe ich denn Alles in Ordnung und wenn Morgens der Setzer kommt, ahnet er gar nicht, was ich Nachts für Noth hatte. Der Setzer greift nun hier und da in die Kästchen und schiebt die Lettern zusammen, und wer es ansieht sollte denken, das gäbe die grausamste Unordnung. Aber er thut Alles nach dem Gedanken, den ihm andere Menschen vorschrieben, und wenn die Lettern gedruckt auf dem Papier stehen, sprechen sie oft so viel Schönes und Kluges aus, daß man seine Freude daran hat. Ich lese alle die Druckbogen, das ist meine Erholung.“

„Allerliebste Erholung!“ spottete Lilli.

Heinzelmann wurde noch ernster, räusperte sich, als wenn er einen großen Entschluß gefaßt hätte und sagte: „Wir sind Freunde, Lilli, das giebt mir das Recht aufrichtig zu sein. Du bist klug und hast Mutterwig —“

„Das will ich meinen!“

„Unterbrich mich nicht. Aber Dir fehlt es an Bildung, und Du verachtest Literatur und Wissenschaft, weil Du sie nicht kennst. Das ist nicht recht.“

„Heinzelmann!“ rief Lilli, und wandte sich schmollend ab, „Du wirst ungalant.“

„Laß gut sein,“ sagte der Kleine und rieb sich verlegen die Hände, „Du weißt schon, daß es nicht böse gemeint ist. Du bist so geistreich, was könnte aus Dir werden, wenn Du lesen wolltest. Und Du hättest im Winter so schöne Muße dazu.“

„Im Winter?“ sprach die Elfe, noch immer etwas gereizt, „im Winter habe ich gerade am wenigsten Zeit. Dann besuche ich meine lieben Blumen im Schooße der Erde, wo sie schlafen in ihren kleinen, harten, braunen Samenbetten. Ich setze mich zu ihnen und erzähle ihnen etwas vor, wie Frühlingslust und Sommerglück, damit sie zu ihrer Zeit gern aufwachen und hervortreiben zu neuem Duft- und Farbenleben. Dabei horche ich auf die Seelen der gewelkten Blüthen, die um sie herumschweben und sie lehren, wie sie knospen müssen, und blühen und schimmern.“

„Die Blumenseelen?“ fragte ungläubig das Käppchen.

„Weißt Du von denen nicht? O über den Stubengelehrten!“ rief Lilli. „Wie sollten ohne sie die Blumen wissen, was sie zu thun haben, wenn sie so zum ersten Male in die Welt treten?“

„Nein, das mußt Du mir erzählen,“ sprach Käppchen, der Vertrauen faßte.

„Früher las man wohl auch Etwas von den Seelen der Verstorbenen in den Büchern, aber das hat in letzter Zeit aufgehört. Erzähle!“

„Wenn die Blumen welken“ — hub Lilli an — „steigen die Seelen in dem Gewande des letzten Duftes (denn der Duft ist eigentlich die Seele der Blume, wie der Gedanke die Seele des Menschen) aus den matten Kelchen. Lange umschweben sie noch die gestorbenen Körper, dann ziehen sie weiter. Man merkt sie wohl, wenn man darauf achtet, denn es wehen oft Blumendüfte durch die Luft, von Blüthen, die fern erwachsen, von Kräutern, die wir nicht kennen. Die todte Blume fällt ab, der Same wächst, bis auch er sich senkt und niedersfällt in die Erde. Darauf achten die Blumen-seelen und reihen sich, getreue Wärterinnen, um diese Wiegen ihrer zukünftigen Geschwister. Und was sie erfuhren in dem oft flüchtigen Laufe ihres Lebens, was sie lernten im Umgange mit der Natur, mit den Menschen, singen sie in lieblichen Wiegenliedern und legen es ein in das Herz des schlummernden Keimes. So wächst, so strebt das zukünftige Leben im Schooße der stummen Erde, so ahnet die Blüthe von dem Menschen, ob er sie lieben oder geringachten, ob er eine Deutung legen wird in ihre Farbe und Gestalt, und sie spriekt hinein in diese Deutung.“

„Du dachtest,“ sagte Käppchen.

„Willst Du Beweise?“ fragte Lilli, bog sich zurück und brach von der Blumenwand, die ihren Sitz behütete und beschattete, ein Berggiftmeinnicht. „Sieh diese Blume. Du weißt, welchen Sinn ihr die Menschen geben, es ist das Berggiftmeinnicht —“

„*Myosotis pratensis* oder Mäuseohr,“ berichtigte Käppchen —

„Was gehen mich Deine gelehrten Namen an?“ fuhr Lilli auf. — „Wir und

das Herz des Menschen geben ihm den Namen „Vergifmeinnicht“; denn es ist die Blume der Freundschaft und der Treue. Das weiß sie wohl, wenn sie auf ihrem grünen Stiele erwächst, aber sie ist noch unkundig und verwechselt die Gefühle. Die Knospe will sich anfänglich roth, in die Farbe der Liebe kleiden, und legt ihren Schein danach an. Da besinnt sie sich aber zu rechter Zeit auf das was ihr die Blumenseele vorsagen, und färbt sich blau um den tiefen, gelben Kelch, um den sich die Blätterchen reihen wie eine Bitte um Treue, um einen Gruß in der Scheidestunde. Wie könnte sie das, wenn sie ihren Namen nicht kannte?“

Käppchen, der die ganze botanische Literatur der Welt durchstudirt hatte, wußte, trotz aller Gelehrsamkeit, nichts zu erwidern.

„Und daß ich nicht lese, wirfst Du mir vor?“ fuhr Lilli fort. „Denkst Du vielleicht, es gäbe gar keine andern Bücher, als die aus Deinen schwarzen Lettern zusammengedruckt werden? Armes Käppchen, dem seine dumpfe Druckerstube größer vorkommt als die ganze andere Welt. Die Schöpfung hat tausend und wieder tausend Schriftarten — Ihr könnt sie nur nicht lesen. Ich aber verstehe Manches. Sieh' dieses Vergifmeinnichtblättchen. Sieh' den blauen, weichen Sammet, und nun, wenn ich es gegen die Sonne halte, die zarten Nederchen, wie sie sich kreuzen, wie sie sich trennen und wieder verschlingen! Glaubst Du, daß sie sinn- und planlos wachsen, da die Blume doch so sinnig ausspricht? Glaubst Du, daß die Natur in ihrer Schrift geistloser verfährt als die Hand Deines Segers, der in die Letternkästen greift, die Du in Ordnung hältst? Jeder Zug ist Sinn, jede Faser Plan, jeder Hauch Gedanke. Auf jedem Blättchen steht etwas geschrieben in deutlicher Schrift. Ich kann es lesen, und wenn Du ein Dichter wärest, anstatt ein Drucker, könntest Du es auch.“

Geizelmann schwankte zwischen der Neugierde und der Ueberzeugung, daß die Elfe ihm etwas vorlöße. Er wollte nicht um die Lektüre bitten, weil er damit zugeben hätte, daß er ihr Glauben schenke, und doch hätte er gar zu gerne gewußt, was in den Blättern stünde. Er vermuthete eine Art Classification der Blumen, einen Catalog, den jede mit sich trüge. Er blinzelte schlau mit den Augen, als wenn er die Antwort schon kenne, und warf mehr hin als er fragte: „Aber auf allen Blättern steht dasselbe!“

„Mit nichts,“ sagte Lilli, „die reiche Kraft der Schöpfung wiederholt sich niemals, und weil Du Verstand hast und Bildungstrieb,“ fügte sie, nicht ohne Ironie, hinzu, „will ich Dir auch den Grund sagen. Wie die Blumenseele dem Keime ihre Geschichte erzählen, habe ich Dir schon berichtet, und wenn die Blumen nun wachsen, so schreibt sich auf einem jeden Blättchen eine Geschichte, und für den, der es zu lesen versteht, ist das Blümchen ein Buch mit vielen Blättern. Da lese ich denn in meinen Mußestunden, und Du wirfst mir vor, daß ich mich nicht durch Lektüre zu bilden suche! Wovon wüßte ich denn von den Menschen, mit denen ich niemals verkehre, wenn mir die Blumen nicht davon erzählten?“

„Ach lies mir vor, was auf dem Bergfameinnicht steht!“ — rief Hütchen.

„Sehr einfache Sachen; was kann einem Bergfameinnicht begegnen?“ sprach Lilli.

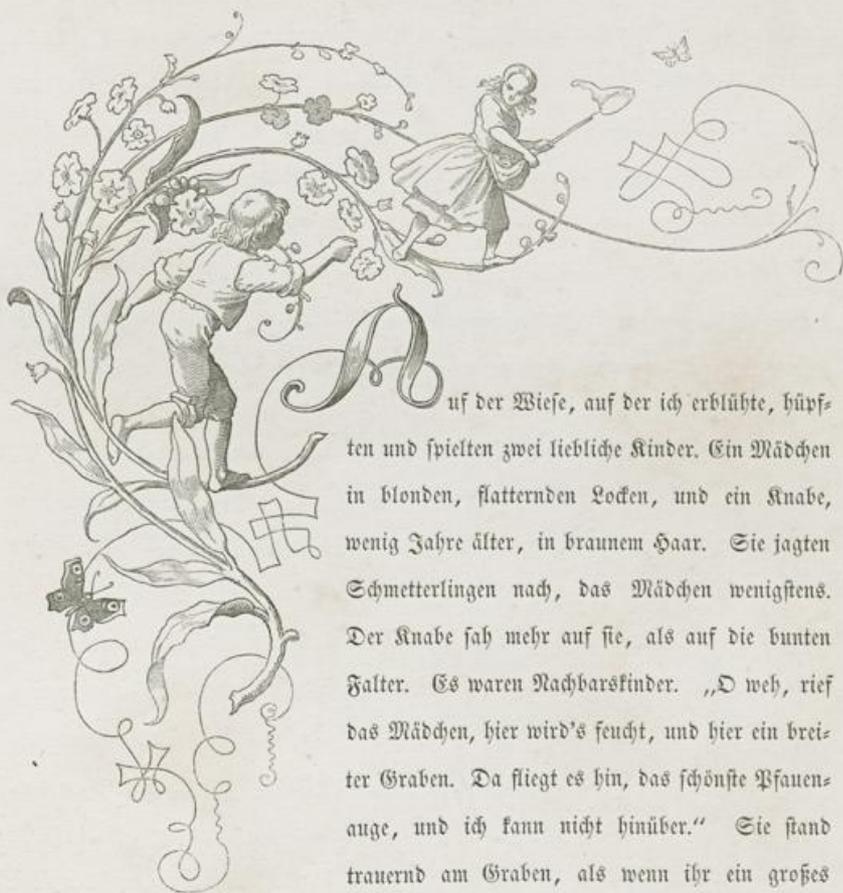
„O, nur was auf den fünf Blättern steht, die Du in der Hand hältst! Bitte, bitte, meine schöne, geistreiche Freundin.“

Lilli blickte lange stumm auf die Blättchen, und Käppchen hoffte schon sie würde nichts entziffern.

„Das ist nicht wie in Deinen Büchern, wo man oben anfängt,“ sagte Lilli,
„hier muß man erst den Faden suchen und dann fügt sich das Uebrige.“

„Etwa wie die Wahrsager aus den Linien der Menschen ihr Schicksal lesen?“
fragte Käppchen.

„Beinahe,“ erwiderte sie, „nur ist meine Kunst sicherer. Höre denn! Auf
diesem ersten Blättchen steht die Geschichte einer Vergißmeinnichtblüthen=Seele.
Sie erzählt:



Auf der Wiese, auf der ich erblühte, hüpf-
 ten und spielten zwei liebliche Kinder. Ein Mädchen
 in blonden, flatternden Locken, und ein Knabe,
 wenig Jahre älter, in braunem Haar. Sie jagten
 Schmetterlingen nach, das Mädchen wenigstens.
 Der Knabe sah mehr auf sie, als auf die bunten
 Falter. Es waren Nachbarskinder. „O weh, rief
 das Mädchen, hier wird's feucht, und hier ein brei-
 ter Graben. Da fliegt es hin, das schönste Pfauen-
 auge, und ich kann nicht hinüber.“ Sie stand
 trauernd am Graben, als wenn ihr ein großes
 Glück entschwunden wäre, und sie hatte es doch noch nicht gehabt. Wer weiß ob sie es
 jemals erlangen würde. „Nichts weiter, sagte der Knabe, ich trage Dich durch den
 Graben!“ — „Nein, nein, Du läßt mich fallen,“ rief sie, aber da flatterte das

Pfauenauge dicht an dem Rande des Grabens und sie hätte es fast erreichen können mit ihrem Rege. Der Knabe wollte sich beleidigt abwenden, aber das blonde Kind, immer nach dem Schmetterlinge schauend, winkte ihn zurück. „Geschwind, rief sie, da ist er wieder!“ Und der Knabe nahm sie auf die Arme und schritt in den Graben. Da stand er, mit der lieben, lieblichen Last. „Was giebst Du mir, fragte er, für diesen Dienst?“ — „Nichts! Aber eile, ich bin Dir zu schwer!“ — „Nichts? So bleibe ich stehen.“ — „Ungezogener! Du sinkst immer tiefer! Was willst Du haben?“ — „Einen Kuß!“ — „Narr, sagte sie, und sah nieder, indem sie das Köpfchen abwandte. „Ach, die schönen Vergißmeinnicht!“ rief sie, ihre Gefahr und ihres Trägers Forderungen vergessend. „Die mußt Du mir pflücken.“ Und schnell schwang sie sich von seinem Arm auf das andere Ufer. Der Knabe stand noch immer im Graben. „Die Vergißmeinnicht?“ fragte er. — „Ach ja, die Vergißmeinnicht.“ Er bückte sich sie zu pflücken, und sie klatschte jubelnd in die Hände. — „Was willst Du mit den Blumen?“ — „Ich ordne sie in eine Schaal mit Wasser, lege einen Stein auf die Stiele und stelle sie meiner Mutter in's Zimmer. Dann wachsen sie alle empor, und blühen auf.“ — Kurze Zeit darauf saßen sie beide am Ufer zusammen. Das Mädchen las die Blumen auf, die er gepflückt hatte, und sammelte ein geordnetes Bündelchen in ihre Schürze. Der Knabe sah ganz glücklich zu und hatte schon vergessen, daß sie ihm den Kuß versagt hatte. „Gieb mir eine Blume zum Andenken!“ bat er. — „Nein! Warum wolltest Du mir vorhin den Kuß abzwingen?“ Sie nahm die Ecken ihrer Schürze zusammen und hüpfte nach Haus. Der Knabe zog die Stirn kraus, ballte die Faust und drohte ihr nach. Dann ging er auch seines Weges, als wäre ihm nichts daran gelegen. — Uns Vergißmeinnicht erging es, wie sie gesagt

hatte. Wenige Tage darauf hatte der kleine Leichtsinm den Schmetterling, den abgeschlagenen Kuß und das verweigerte Bergisimeinnicht schon vergessen, wir aber waren hoch aufgewachsen, hatten die Knospen aufgeschossen und bogen unsere Köpfe über den Stein zusammen, der uns trennte, um zu plaudern und nach dem Knaben zu fragen, den wir so lange nicht gesehen hatten. Da trat er herein. Er hatte eine Bestellung von seiner Mutter an die Mutter seiner Gespielin, und als er sie ausgerichtet hatte, fielen seine Augen auf die Bergisimeinnichtschaale. Das Blut stieg ihm in die Wangen, und als die Mutter sich wandte, trat er heran, pflückte den Stiel, an dem ich blühte, und steckte ihn in das Knosploch seiner Weste. Was machst Du? fragte die Mutter. — Nichts! sagte er, aber er wurde noch röther und hielt die Mütze vor das Bergisimeinnicht. Bald darauf verwelkte ich zwischen den Blättern seiner lateinischen Grammatik. Da blieb ich lange, bis es Winter war und Schnee lag. Einst schneeballten sich die Knaben auf dem Schulhose. Die Bücher wurden auf einen Holzhaufen eiligst abgelegt und dabei fiel ich heraus, wurde später mit dem Holz fortgetragen, und verbrannte gerade in dem Ofen der Klasse, als der Knabe einen Verweis bekam, weil er während der Stunde in seiner Grammatik blätterte und nicht gestehen wollte, was er da suche. Ich habe es auch nie erfahren, eben so wenig warum er erröthete, als er mich aus der Schaale pflückte.“ —

„Das ist die Geschichte des ersten Blättchens,“ sagte Lilli, indem sie es abpflückte und in die Quelle fallen ließ, die es fortführte. Vier Blätter standen noch um den Kelch.

Der Heinkelmann wußte nicht recht, was er zu der Geschichte sagen sollte, und hatte während der ganzen Zeit in etwas peinlicher Ungeduld dageessen. Halb war-

tete er auf die Pointe, halb sann er auf eine Kritik, die die Freundin so wenig als möglich beleidigen würde.

„Recht hübsch,“ sagte er, „aber Du müßtest doch auch einmal meine Bücher lesen. Da ereignet sich doch mehr, da hätte man erfahren, was später daraus entstanden wäre, welche wunderbaren Verhältnisse dazwischen treten mußten, bis die Kinder ein Paar wurden, denn darauf habe ich immer gewartet, dies zu erfahren.“

„Das weiß ich so wenig als mein Vergißmeinnicht!“ sagte die Elfe. „Es ist eben kein Buch, es ist nur ein Blatt, und meine arme Vergißmeinnicht=Seele hat ihm nicht mehr erzählt, als ihm gerade das Schicksal gestattete zu beobachten. Soll ich weiter lesen?“

„Es wird am Ende wieder dasselbe sein,“ sprach Käppchen, „denn das begegnet allen Vergißmeinnicht, und eben auch nicht viel mehr.“

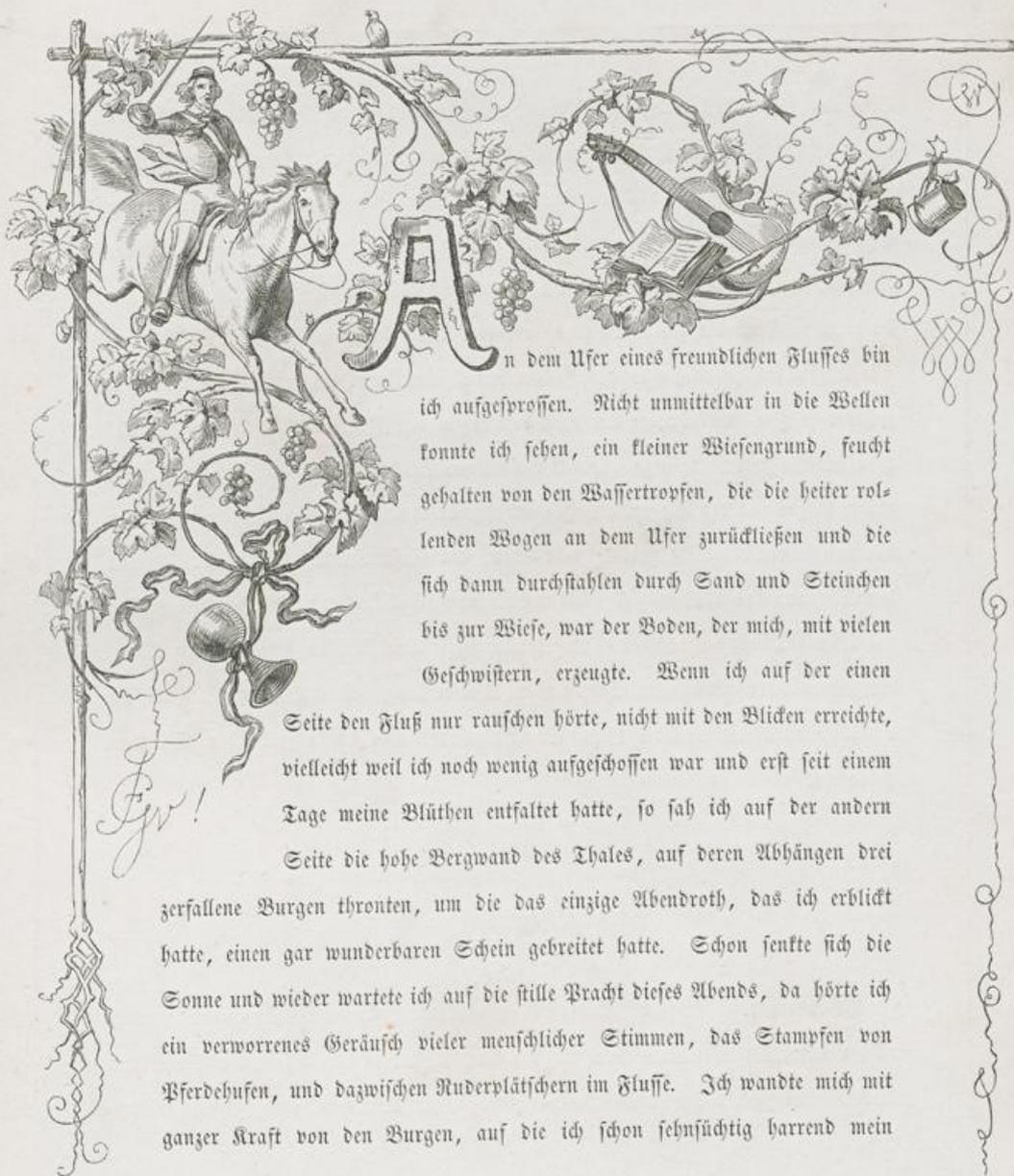
„Laß uns sehen!“

Sie hielt das zweite Blättchen gegen das Licht, studirte eine Weile, dann las sie fließend und ununterbrochen, was die andere Seele erzählt hatte.



Das Mädchen von der & Co. Bonn

SIBIG. Doff



In dem Ufer eines freundlichen Flusses bin
 ich aufgesprungen. Nicht unmittelbar in die Wellen
 konnte ich sehen, ein kleiner Wiesengrund, feucht
 gehalten von den Wassertropfen, die die heiter rol-
 lenden Bogen an dem Ufer zurückließen und die
 sich dann durchstahlen durch Sand und Steinchen
 bis zur Wiese, war der Boden, der mich, mit vielen
 Geschwistern, erzeugte. Wenn ich auf der einen
 Seite den Fluß nur rauschen hörte, nicht mit den Blicken erreichte,
 vielleicht weil ich noch wenig aufgeschossen war und erst seit einem
 Tage meine Blüthen entfaltet hatte, so sah ich auf der andern
 Seite die hohe Bergwand des Thales, auf deren Abhängen drei
 zerfallene Burgen throneten, um die das einzige Abendroth, das ich erblickt
 hatte, einen gar wunderbaren Schein gebreitet hatte. Schon senkte sich die
 Sonne und wieder wartete ich auf die stille Pracht dieses Abends, da hörte ich
 ein verworrenes Geräusch vieler menschlicher Stimmen, das Stampfen von
 Pferdehufen, und dazwischen Ruderplätschern im Flusse. Ich wandte mich mit
 ganzer Kraft von den Burgen, auf die ich schon sehnüchtig harrend mein

Blüthenauge gerichtet hatte, ich fühlte es, wie ich wuchs in der Neugierde; ich drängte das Haupt zwischen den Geschwistern durch; es wurde frei vor meinen Blicken und ich konnte sehen, was sich am Ufer zutrug. Ein langer Zug jugendlicher Gestalten, zu Pferde und zu Wagen, sprengte daher. Voran drei Reiter in Kanonenstiefeln, der knappen, anschließenden Pikesche, den Schläger an der Seite. Ueber der Brust flatterte im muntern Mitte die bunte Schärpe, auf dem Kopfe die kleine Farbenmütze. Dann eine Anzahl sechsspänniger Wagen, wieder mit Reitern am Schlage. Eine Reihe Vierspänner folgte; zweispännige Kutschen beschloßen den Zug. Am Ufer wurde Halt! geboten. Je zwei Jünglinge, alle mit den kleinen Studentenmützen auf dem wallenden Haar, stiegen aus den Wagen. Wagen und Pferde in ungeordnetem Gedränge wandten um und fuhren den Weg zurück. Ein Kahn, am Mast eine Wimpel mit den Farben der Schärpen und Mützen, geschmückt mit Kränzen, Guirlanden und Eichenzweigen, lag am Ufer. Musik begrüßte die Angekommenen. Die Meisten bestiegen den Kahn, einige wanderten mit leichten Schritten am Ufer entlang. Das Fahrzeug stieß ab, die Musik stimmte die Melodie eines Studentenliedes an, die jugendlichen Stimmen fielen ein.

„An des Neckars kühlem Strande

„Stehen Burgen hoch und kühn.“

schallte es durch die Luft, die Ruder schlugen taktmäßig in die Wellen und ich wandte wieder unwillkürlich meinen Blick auf die Burgen, die in dem Glanz der Sonne und in der Glorie, die das Lied über sie warf, trotz ihrer finstern Gesteine, feierlich nieder-

blickten auf die festliche Schaar. Plötzlich wurde ich aus meinen staunenden Betrachtungen gerissen. Die Studenten, die an dem Ufer herniedergingen, hatten jeder auf dem Wege einen Strauß Blumen oder grüner Zweige gepflückt und auf die Mützen gesteckt. Einer Mütze fehlte noch der Schmuck, gerade als deren Eigenthümer an mir vorüberschritt; er bückte sich, mit einem Griff war ich und viele andere gepflückt, ein dicker Vergifmeinnichtstrauß zierte die Mütze und ich jubelte hoch auf, denn nun sollte ich das Fest mitmachen, sollte den Commerc der Studenten schmücken helfen. Alles hatte den Kahn verlassen und zerstreute sich in kleinere und größere Gesellschaften über Berg und Thal, oder am Ufer entlang, wohin Lust, Laune und Zufall sie führte. Ich schwankte an der Stirn meines Trägers hinauf zu den Burgen, die ich aus der Ferne so sehnlich angesehnt hatte. Durch Ephen und Brombeergestrüpp trug man mich bald auf die höchste Zinne des alten, zerfallenen Gemäuers. Ich sah die weite, weite Welt vor mir, und blickte (zu meiner Beschämung muß ich es gestehen) fast mit Verachtung auf das kleine Plätzchen nieder, dem ich entsprossen war. Die Studenten, die uns gefolgt waren, zogen weiter. Mein Freund kletterte an dem morschen Thurm empor. Mir schwindelte. Eine gelbe Mauerpfefferblüthe, die ich im Heraufklettern streifte, flüsterte mir zu: „Was willst Du hier oben, Thalblume?“

Ich sah sie mit stolzem Lächeln an, aber ehe ich antworten konnte, waren wir oben. Mein Freund ritt auf der Mauer, schlang den einen Arm um einen Baumstamm, der sich mit festen Wurzeln eingewachsen hatte in die feuchten Steine und schaute, wie ich, nieder auf die weite Erde, die sich vor unsern Blicken ausbreitete. Ihm war warm geworden im Klettern, er nahm die Mütze ab, auf der ich schwankte

und legte sie auf einen großen Stein zu seiner Seite. Das erste Staunen war vorüber, und nun schaukelte ich mich in unbestimmten, melancholischen Gedanken und war in so lyrischer Stimmung, daß ich mich versucht fühlte ein Gedicht zu machen, das den düstern Ton meiner Ruinenumgebung abspiegelt hätte. Meinem Studenten mußte dasselbe Gelüst kommen, er zog seine Briefftasche heraus, legte sie auf den Stein, indem er die Mütze etwas bei Seite schob, und schrieb mit Bleistift einige Verse. Ich hätte sie so gern gelesen, denn ich war überzeugt, daß er mir mein Gedicht wegnahm, das noch nicht angefangen war, und auf das ich mich doch schon stolz fühlte. Aber die Mütze, und ich mit ihr, war zur Seite geschoben. Da schien die Sonne blendend auf das Papier, der Student wollte sich wenden, aber der Raum war zu beschränkt; er besann sich ein Weilchen, dann legte er die Mütze so neben die Briefftasche, daß der Strauß Schatten warf auf das Papier, und ich konnte Alles lesen. Er hatte geschrieben:

Ich schaue von dem altersgrauen
Bemoosten Thurme sinnend hin
Auf Berg und Thal, fern in die Auen,
Wo Alles frühlingssfrisch und grün.

Und so von Trümmern rings umgeben,
Die einst die Vorzeit stolz erbaut,
Hab' ich das üppig volle Leben
Der reichen Gegenwart erschaut.



Lehrstuhl von Herzogin in Düsseldorf

St. Bibl. D. 11.

Gelehnt auf alter Herrlichkeiten
 Zerfallnen Rest, auf morsch Gestein,
 Muß ich hier nicht vergangenen Zeiten
 Still eine Wehmuthszähre weih'n?

Doch liegt vor meinem Augen offen
 Die Flur, in Ueppigkeit gewiegt.
 Und sollte der nicht freudig hoffen,
 Vor dem die Welt so selig liegt?

Die Gegenwart in heiterm Prangen,
 Sie läßt dem Herzen keinen Raum
 Um zu betrauern, was vergangen,
 Ja selber für die Hoffnung kaum.

Das war nicht das Gedicht, was ich gedichtet hätte. Keine Thräne für die Vergangenheit, keine Hoffnungen für die Zukunft, ganz ausgefüllt, ganz befriedigt von dem Glücke der Gegenwart? Freilich der, der das dichtete, war Student — Student! da liegt die Antwort.

„Was machst Du da oben?“ rief es herauf. „Nichts!“ antwortete mein Student, schlug erröthend seine Briestafche zu, drückte die Müge auf die Stirn und schwang sich behende an dem Thurme herab, von dessen Rand ihm morsches Geröll folgte. Dann ging's mit flüchtigen Schritten den Berg hinunter in das Gasthaus am Flusse, wo sich

in einem großen Saale die ganze jubelnde Gesellschaft versammelt hatte. Eine lange Tafel war gedeckt, Flaschen standen auf derselben, an beiden Enden lagen zwei blaue Schläger über Kreuz. Die Musikanten hatten sich auf dem Orchester geordnet, ihnen gegenüber brannte in buntem Transparent das Wappen der Verbindung, die diese Schaar von Studenten vereinigte. Blumengewinde schmückten Saal und Tafel. Die Röcke waren abgelegt, leicht zog sich von der Schulter herab das dreifarbigte Corpsband um die Brust. Nun wurde mit den Schlägern das Zeichen gegeben; jeder nahm seinen Platz ein und das Mahl begann. Alles Heiterkeit, übersprudelnder Frohsinn, Jugendmuth, Jugendlust, Jugendglück! Die Gläser wurden gefüllt und geleert, herüber und hinüber trank man sich zu. Da stimmte die Musik wieder die Melodie eines Liedes an; die Schläger rauschten nieder auf den Tisch; Silentium! tönte es von dem Munde des Präsidenten; das Gespräch hörte auf, und alle stimmten ein in die feierlich heitere Weise des Liedes. Der Freundschaft galt das erste Lied, und ich, die Blume der Freundschaft, wiegte mich auf den Bogen der Melodie, und als es hieß:

Füllt nicht Freude hier die Becher,
 Ueberströmt das Herz nicht Lust?
 Schwillt nicht jedem wackern Becher
 Freundschaft hier die volle Brust?

blinzte ich den andern Blumen auf den Mützen, der Tafel, den Wänden stolzer zu, wie wenn sie mir gälte diese Huldigung. Und als das Lied geschlossen war und Alles aufstand, die Gläser aneinanderflirrten, die Hände sich drückten und die Augen sich

fanden, da war es mir wohl, als ob eine Thräne der freudigen Wehmuth aus meinem tiefen Kelche emporquoll. Ich bin nun einmal ein sentimentales Blümchen. So dauerte es hinein bis tief in die Nacht, immer lauter wurde es, immer jubelnder, aber auch manch offenes, trauliches Wort wurde geflüstert. Mein Student trat zuweilen, den Arm um den Nacken eines Freundes geschlungen, auf den Balkon hinaus, der an den Saal stieß. Ueber uns der Sternenhimmel in seinem ewigen Schweigen, zu unseren Füßen der rauschende Neckar, hinter dem sich dunkel in der dunkeln Nacht der Bergsaum abgränzte, neben uns der Klang der Gläser, das erhigte Durcheinander der Stimmen. Mein Student drückte dem Freunde die Hand. Ich wußte, was das bedeutete, denn ich hatte sein Gedicht gelesen. Noch einmal rauschten die Schläger hernieder und das Silentium! tönte gebieterischer durch den Saal; die Stimmen schwiegen, die Köpfe wurden wieder genommen, jeder ordnete sich an seinem Platz. Auf das eben noch so bunte Jubelgewirr folgte feierlich ernste Stille. Der Landesvater! hieß es. Und nun begann die wundervolle Melodie. Die ersten Verse wurden gesungen wie die früheren Lieder, nur getragener. Dann stiegen die Präsidens, je zwei an den Enden der Tafel, auf ihre Stühle und schlugen nach dem Tacte der Melodie mit den Schlägern zusammen:

Seht ihr blinken, in der Linken,
Diesen Schläger, nie entweicht! —
Ich durchbohrt' den Hut und schwöre:

Und wie zum Schwur legten sie die Finger auf die gekreuzten Schläger, die sie durch die Nützen gebohrt hatten, und sangen weiter:

Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Bursche sein.

Dann reichten sie die Schläger den Nachbarn; der Vers wiederholte sich; eine Mütze über der andern steckte auf der Klinge, bis alle Häupter entblößt waren und die Schläger der beiden Enden sich in der Mitte begegneten. Uns armen Blumen ging es schlecht dabei, und als die Mütze des Nachbarn sich auf die Kappe drückte, die mich trug, fühlte ich, wie die Stiele knickten und sich lösten. Nun änderte sich die Melodie. Ich hatte mich vorgedrängt zwischen den Händen der Mützen und konnte sehen, wie die Schläger über die Tafel gewechselt wurden und nun fangen die Präsidés:

So nimm ihn hin, Dein Haupt will ich bedecken
Und drauf den Schläger strecken:
Es leb' auch dieser Bruder hoch!

Dabei reichten sie nach der Reihe die Mützen herüber und legten die blanken Klinge auf das Haupt, wie segnend, bis alle wieder mit bedeckten Häuptern dastanden, die Präsidés selbst sich gegenseitig die Mützen aufsetzten, die Schläger niederrauschten: *Exest commercium, initium fidelitatis!* schallte es, und der durch das feierliche Lied lang verhaltene Jubel brach lärmend und rauschend hervor. Wie stand es mit uns? Als die Mütze, die über den Strauß, dem ich angehörte, gedrückt war, abgestreift wurde, fielen wir armen Vergiftmeinnicht alle auseinander über die Tafel zerstreut und der, der mich gepflückt hatte, merkte es nicht. Meine Nachbarin fiel so, daß sie

auf dem Rande seines Glases hängen blieb und als er es zum Munde führte, küßte sie ihn auf die Lippen und fiel dann sterbend unter den Tisch zu seinen Füßen nieder. Ich beneidete sie. Aber so zerknickt, so zerstreut wir da lagen, wir blieben doch nicht unbemerkt. Der Nachbar meines Freundes sah auf mich nieder, und als wenn eine plötzliche Erinnerung ihn ergriffe, nahm er mich auf. „Ein Vergifmeinnicht!“ flüsterte er — „Ein Vergifmeinnicht, gerade wie das, was sie mir versagte. Jetzt ist sie groß, schön. Ob sie mir's wieder versagen würde? — Als wenn sie mir's gegeben hätte!“ sagte er dann und legte mich zwischen die Blätter seines Commersbuches, gerade auf die Seite, wo die Worte standen:

Und Liebe, sie folgt ihm, sie geht ihm zur Hand,
Sie macht ihm zur Heimath das ferneste Land.

Da hauchte ich meine Seele aus. Wenn der Student nach Jahren einmal das Buch wieder aufschlägt, wovon wird ihm das arme, getrocknete Vergifmeinnicht erzählen, von dem Mädchen in der Heimath, oder von dem heitern Commers in Neckarsteinach?“

Der Heintzelmann hatte ganz still zugehört, ob aus Interesse, Resignation oder Galanterie, darüber ist nichts bekannt geworden.

„Ja, die Menschen machen sich wunderbare Feste,“ sagte er, — „besonders wenn sie Studenten sind.“

„Unsere Vergifmeinnichtseele scheint ganz davon eingenommen,“ erwiderte Lilli. „Das Fest hatte sie zu Thränen gerührt.“ —

„Ja, worüber weint nicht ein Vergifmeinnicht!“ fiel er ein.

„Und feierlich ist ihm das Alles erschienen!“

„Armes Vergifmeinnicht!“ fuhr Käppchen fort, „und es ist doch wohl purer Unsinn, die vielen Wagen, das Trinken und gar das Durchbohren der Nüßen.“

„Mag sein, ich habe meine Geschichten nicht zu vertreten,“ sagte Lilli, und ließ das zweite Blättchen in den Bach fallen.

Vielleicht um wieder einzulenken, bückte sich Käppchen danach, als wollte er es aufhalten. Die Quelle hatte es schon weiter gerollt.

„Schade,“ sagte er, „das Gedicht des Studenten wollte ich mir abschreiben.“

„Wozu?“ fragte die Elfe. „Es stehen Gedichte auf tausend Blättern und schöner als dies.“

„Ich hätte es vielleicht anwenden können, wenn mir einmal eine Seite auf einem Druckbogen leer geblieben wäre,“ sagte Käppchen. „Dazu war es gut genug, denn auf den Werth kommt es eben nicht gerade an. Wir lassen die Gedichte hübsch und zierlich binden, und sie mit Goldschnitt und goldener Bignette zieren. Die Bücherchen verdrängen jetzt auf den Tischen der Menschen all’ die anderen Spielereien, mit denen sie sie früher aufpuzten. Man freut sich an dem Aeußern, man blättert auch wohl darin, aber viel fragt man dem Inhalte nicht nach.“

„Komische Wesen! die Menschen,“ spottete Lilli. — „Und das nennst Du Sinn für Lektüre!“

Die Sonne war indessen untergegangen. Dämmerung legte sich über die Flur. Nebel stiegen aus dem feuchten Grunde, der sich um das Plätzchen ausdehnte, auf dem unser Pärchen saß. Die breiten, feuchten Schleier streckten sich und wallten leise

in dem Hauche des Abends. Hütchen schlug die Ränder seiner Kappe nieder, die Elfe brach einige von den weißen Flockenblumen, die auf der Wiese schwanften, und breitete sie unter die Säge. Dann schickte sie sich an, das dritte Blatt ihres Blümchens vorzulesen.

„Du wirst Dir die Augen verderben!“ sagte Käppchen und wollte ihr die Blume aus der Hand nehmen.

Lilli lachte. Sie richtete sich empor auf ihrem Säge und rief mit heller Stimme über die Wiese: „Ihr Glühwürmer, wacht auf, steckt die Lichter an und leuchtet!“

Und über die ganze Wiese hin fing es an zu glänzen im thauigen Grase. Hier und da ein Hünfchen, das heller wurde und heller. Und dann hoben sich die Lichterchen in dem grauen Nebel erst leise, dann immer lebhafter, bis sie hin und wieder wiegten und durcheinander flimmerten und schwirrten.

„Zu mir her!“ befahl die Elfe weiter — „und wer recht still hält und recht schön leuchtet, darf mit zuhören, was ich vorlese.“

Da liefen sich die Lichter nieder auf das Moos, das den Stein überzog, oder hingen sich an die Blumen, die ihn beschatteten, daß die Freunde im hellen Scheine saßen. Und im Wasser glänzte es wieder, wie die Blumen schwanften oder die Wellen wogten.

Käppchen jubelte auf. „Wie das glänzt! Wie in einem Ballsaal!“

„Und in einen Ballsaal werde ich Dich führen,“ sagte Lilli, die den Faden der Geschichte auf dem dritten Blatte gefunden hatte. Sie las:



icht im Hauche der freien Natur bin ich
 geboren. Eine große, weite Halle mit
 Glaswänden sah mich erspriesen. Es
 war wohl hübsch da, aber das frische
 Wehen der Luft habe ich immer schwer
 vermisst. Wir waren eine große Gesell-
 schaft von Blumen, aus allen Himmels-
 gegenden stammend. Da schwankte die
 stolze Palme, die wunderbaren Schmet-
 terlingsblüthen der Orchideen schwebten,
 rankten und dufteten von der Decke
 hernieder, die coquetten Camellien ließen
 ihre Blüthen aufsprangen an den glän-
 zenden Blätterwänden, die Granate
 entflamte ihre stumme Gluth. Wer
 nennt sie alle, und wer mag sie wieder-
 erzählen die Heimwehklagen der Pflanzen
 und Blumen? Mich freilich hatten sie der

Heimath nicht entrückt, aber sie hatten mir die Jahreszeit vertauscht, der ich angehörte, sie hatten mich um den Lenz und den Sommer betrogen. Das erzählten mir die Sonnenstrahlen, die uns besuchten, wenn man die Matten von den Fenstern zog und wir hinaussehen konnten in die Welt voll Eis und stimmernden Schnee. „Warum uns auch?“ klagte ich oft zu einer Weichengesellschaft, die neben mir aufwuchs. Warum uns, die man doch so wenig achtet, neben allen den hohen, fremden, glänzenden Gewächsen?“ Es blieb uns nicht lange Zeit über die Antwort nachzudenken, denn der Gärtner, unser Pfleger und Tränker, erschien eines Tages, schnitt von allen seinen Blumen und Zweigen, und trug uns gemeinsam fort. Zierliche Hände banden uns in kleine Sträußchen, ordneten uns in eine Krystallschaale, und so trug man uns, gefesselt und zusammengeschichtet, wohlverdeckt gegen den Winter, weit fort. Halb fröstelte mich in dem eisigen Hauche, der durch die schützende Decke drang, halb sehnte ich mich nach dem freien Wehen der reinen Luft, und so achtete ich, mit mir selbst beschäftigt, kaum auf die kalte Resignation, mit der neben mir eine dunkle Camellie der Winterluft trogte, kaum auf das leise Wimmern der Orangenblüthen, die sich schmerzlich zusammenzogen und unter den Blättern bargen, und die eine härter gewöhnte Erica vergebens zu trösten versuchte. Da plötzlich strömte uns eine wärmere, duftige Luft entgegen. Ein glänzender Lichtstrahl drang durch die Krystallschaale, in die wir gelegt waren, die Decke wurde abgenommen und staunend blickte ich in das nie gesehene Wunder eines Ballsaales. Licht strömte nieder von den glänzenden Kronleuchtern der Decke, Lichter glänzten an den Wänden. Eine gepuzte, heitere Menge war versammelt, das Orchester rauschte seine Melodien nieder in den Saal und die Paare brausten dahin, getroffen von dem

elektrischen Schläge des Klanges. Wir mußten gekommen sein als schon das Fest sich zu Ende neigte, und ein Myrtenzweig, der aus dem Strauße einer Schönen gefallen, achtlos in unsere Schaaale geworfen und in meine Nähe gerathen war, erzählte und erklärte mir alle die Wunder, die sich mir auf einmal zeigten und meinen Sinn verwirrten. Uns Blumen war ein bescheidenes Plätzchen angewiesen und man schien nicht eben auf uns zu achten. In eine Fensternische, hinter eine aufflatternde Gardine waren wir gestellt, doch aber so, daß ich Alles übersehen konnte. Zuerst verauschte mich die Pracht der Lichter, deren Schein mit den Tönen der Tanzweisen durch den Saal wogte, der Glanz des Schmuckes, die Schönheit der Gestalten. Dann aber gewann ich Ruhe zur Beobachtung und mein freundlicher Myrtenzweig war immer bereit auf meine Fragen Auskunft zu ertheilen. Welch wunderbares Treiben! Wie ruhig schritten die Tänzer auf die Schönen zu, wie ernst verbeugten sie sich und wie förmlich wurde die dargebotene Hand angenommen! Und wenig Sekunden später rauschte das Paar an uns vorüber, die Augen leuchteten, der Busen wogte und die schlanke Gestalt der Tänzerin zitterte in dem Arme, der sie umfassen hatte. Aber wenn sie den Platz erreichten, dieselbe ruhige Verbeugung, derselbe förmliche Gruß. Ein ewiges Auf- und Abflackern und Verklopfen. Eine längere Pause war eingetreten. Oben wurden die Instrumente neu gestimmt, im Saal ging man auf und ab, Stühle wurden zusammengestellt. Da begann das Orchester, die Tänzer führten die Damen auf ihre Plätze, die Stühle wurden eingenommen. Nun eröffnete das erste Paar den Tanz. Die Tänzerin war die glänzendste Erscheinung, die Königin des Festes. Eine hohe, schlanke Gestalt. Blonde Locken wallten auf die Schultern hernieder, den stolz getragenen Kopf umflatterten die Purpurglocken einer Fuchsia. Die Augen leuchteten siegesgewiß

und siegsbewußt durch den Saal, strahlender als die Brillanten, die an der Brust glänzten. Der schöne Arm mit den schweren Armbändern, lehnte leicht auf dem des Tänzers. — Der Myrtenzweig bemerkte schnell den Gegenstand meiner Aufmerksamkeit. „Das ist die Tochter des Hauses, deren Verlobung man feiert; sagte er. Der Tänzer ist der Bräutigam. Ich weiß das, denn aus dem Strauße, den sie hält, bin ich gefallen, und Strauß und Schmuck überreichte der Bräutigam vor dem Feste.“ „Wie glücklich sie sein müssen!“ seufzte ich. Neben der Fensterbank saß eine ältere Dame mit ihrer Tochter, die wahrscheinlich keinen Tänzer gefunden hatte. Sie flüsterte einem Herrn zu, der neben ihrem Stuhl stand: „Die Mama hat ihn richtig gefangen, das war nicht schwer, denn er ist kein großes Licht.“ „Und die Braut, die meine intimste Penionsfreundin ist, fügte die Tochter hinzu, hat mir noch vor acht Tagen im Vertrauen gestanden, daß sie ihn höchst langweilig findet. Sie ist eben zu coquett, und —“ „Es ist eine brillante Partie!“ sagte der Herr. — Zwei junge Officiere wurden von dem Tanze in meine Nähe geführt. „Schön ist sie,“ sagte der Eine. „Aber sie hat kein Herz,“ erwiderte der Andere. — Mir gegenüber an dem Pfeiler einer Thür stand ein junger Mann in schwarzem Anzuge. Er tanzte nicht, sprach wenig, aber sein dunkles Auge hing unverwandt an der glänzenden Erscheinung, die das Gespräch des Abends, das Ziel aller Aufmerksamkeit war. Ich hatte Theilnahme für ihn und wußte nicht weshalb. Schon glaubte ich uns arme Blumen vergessen, als man die Schaafe, in der wir ruhten, auf ein kleines Tischchen in der Mitte des Saales stellte. Ein Tänzer trat nach dem andern heran, wählte einen Strauß, überreichte ihn einer Dame, und ein Tanz, ein Blick war der Dank für die Gabe. Die Schaafe war fast leer, der letzte Tänzer trat heran, der Strauß, in den man

mich gebunden hatte, lag immer noch ungewählt da. Ich sah den jungen Mann, der noch unverwandt die schöne Braut mit den Blicken verfolgte, sich zum ersten Male von seinem Plage bewegen. Er ging mit festen Schritten auf die Schaale zu. „Ein Bergifmeinnicht!“ flüsterte er, ergriff den Strauß, dem ich angehörte, und brachte ihn der Tochter des Hauses. Als er sich vor ihr verbeugte, hastete das dunkle Auge fragend auf ihren Zügen. Sie konnte dem Blicke nicht begegnen, sie schlug die Augen nieder, sah auf den Strauß herab, den sie empfangen hatte, und fast als wollte sie ihre Bewegung verbergen, sagte sie: „Ein Bergifmeinnicht? Erinnern Sie sich noch der Zeit, wo wir Kinder waren und Bergifmeinnicht pflückten auf der Wiese?“ — „Und später, — sagte er. Aber heute keine Erinnerungen!“ — Er bot ihr den Arm und sie tanzten durch den Saal. — Einige Minuten darauf sah ich mich um, er hatte seinen Platz nicht wieder eingenommen, und war verschwunden. — Der Tanz ging zu Ende, die Gesellschaft zerstreute sich, der Saal wurde leer. Die schöne Braut hatte alle Sträuße bei Seite gelegt, meinen Strauß allein preßte sie in den Händen. Sie verließ den Saal, schritt durch die erleuchteten Zimmer, gleichgültig vorüber an all' dem Glanz, sorglos über die geknickten Blumen, die am Boden lagen. Ihr Gang war sicher, ihr Auge klar, ihr Kopf erhoben wie vorher. Sie ergriff einen silbernen Armluchter, trat in ihr Schlafzimmer, wo ihr Mädchen sie erwartete. Der Kranz wurde aus dem Haar genommen, die Brillanten abgesteckt, die Armbänder vom Arm gestreift. Sie warf sie auf den Tisch, ohne sie weiter zu beachten. Als sie entkleidet war, als das Mädchen sie verlassen hatte, stand sie sinnend in der Mitte des Zimmers. Sie wandte sich nicht zum Lager, sie kehrte zurück zu dem Tisch, auf dem das Geschmeide lag. Wollte sie noch einmal den Blick erfreuen an dem Schmuck, in



F. H. J. Schmitt del. A. C. Schmitt sculp.

1811. 10. 10.

dem sie gegläntzt hatte? Sie griff nach dem Strauße. Ihre Finger zitterten, sie suchte zwischen den Blumen und Blättern, ich ahnte es, sie suchte mich. Dann zog sie das Schubfach ihrer Toilette auf. Eine kostbare Broche, die davor lag, rollte dabei vom Tisch auf den Boden, sie achtete es nicht, nahm eine Scheere aus der Toilette, zerschnitt das Band, das den Strauß zusammenhielt, schob die übrigen Blumen bei Seite und wählte mich heraus. Sie beugte sich zu mir nieder. Ich hatte schon wekend das Haupt sinken lassen, da fühlte ich einen heißen Tropfen in meinen Kelch fallen, und als ich noch einmal empor sah — welche Veränderung auf den eben noch so stolzen, kalten Zügen! Das Haupt war gebeugt, Thränen rollten aus den schönen Augen über die Wangen herab, die ganze Gestalt bebte. „Wäre sie nicht glücklich? fragte ich mich. Hätte sie doch ein Herz?“ — Sie war in den Stuhl gesunken und stützte den Kopf in die Hand. — Wie lange sie so dasaß, weiß ich nicht. Die Lichter waren herabgebrannt, der Tag drang durch die Gardinen. Mir war es, als sähe ich einen dunklen Schatten am Fenster vorüberstreichen — sie schreckte auf, nahm aus der Toilette eine einfache Kapsel, und drückte an der Feder. Eine Locke fiel heraus. Sie drückte mich, das sie immer in der Hand gehalten hatte, in die Kapsel, ich fühlte es, wie sie die an die Lippen führte, und starb in diesem Kusse.“

Lilli schwieg.

„Bertig?“ sagte Käppchen. „Deine Geschichten schließen immer, wenn man glauben sollte sie singen erst an.“

Statt aller Antwort ließ die Elfe das dritte Blatt in den Bach fallen. Zum Glück waren die Sterne aufgegangen, sonst hätte sie nicht weiter lesen können, denn die Glühwürmchen waren alle eingeschlafen.

„Das ist träges Volk,“ sagte Lilli, und schüttelte die Gräser, daß die Würmchen zusammenschrakten und die Fünkchen nach allen Seiten hin auseinander schwirrten.

„Es lohnt der Mühe, Euch etwas vorzulesen!“ sagte die Elfe. „Macht daß Ihr fortkommt!“ und sie scheuchte sie weiter. Was hatten auch die fliegenden Sternchen der Wiese mit der Ballgeschichte zu schaffen? Käppchen selbst wußte nicht recht, was er damit anfangen sollte.

„Weißt Du,“ fragte er, „weshalb die Glühwürmer leuchten?“

„Damit wir Elfen sehen können, wenn Nachts der Mond nicht scheint und die Sterne sich hinter den Wolken verbergen,“ war die Antwort.

Käppchen lächelte schlau. Ihm schwebte etwas von Elfenegoismus auf der Zunge, der die eigene Unnehmlichkeit als Zweck der Schöpfung ansähe. Er verschluckte diese Bemerkung, und zog vor, eine naturhistorische Auseinandersetzung einzuleiten.

„Ich fragte nicht nach dem Zweck, ich fragte nach dem Grunde.“

„Den weiß ich,“ sagte Lilli.

Käppchen staunte und war eigentlich verdrießlich, daß er seine weit auszuholende Abhandlung über das Phosphoresciren und die Reibungselectricität nicht anbringen konnte, denn Lilli plauderte ohne sich unterbrechen zu lassen:

„Marienwürmchen hatte Hochzeit und alle Käfer waren eingeladen. Viele hatten eine weite Reise und machten sich gemeinsam auf den Weg. Es war Nacht, denn das ist die Reisezeit der Käfer, wie die Schmetterlinge nur beim Sonnenschein ihre Ausflüge machen. Die Reisenden waren sehr nahe am Ziele, das sie mit dem ersten Morgenstrahl erreicht haben mußten, da legte sich ein breiter Sumpf ihnen in den Weg und auf dem tanzten und brannten Zerlichter hin und her. Die Käfer stuzten,

hemmten ihren Flug und hielten Rath, wie weiter zu kommen. „Wir können nicht hinüber, sagte der kluge Maikäfer, — die hüpfenden Flammen würden uns die Flügel verbrennen.“ „So fliegen wir um den Sumpf herum,“ sagte der Hirschkäfer. Das wollten die kleineren Käfer nicht zugeben, denn sie waren schon müde und scheuten den Umweg. „Hirschkäfer hat gut reden mit seinen großen Flügeln, sagte einer von ihnen. Auch werden wir uns verirren, wenn wir vom geraden Wege abweichen.“ „So laßt uns eine Libelle, die auf dem Sumpfe Bescheid weiß, als Begleiterin nehmen,“ schlug der Rosenkäfer vor. Aber die Kleinen wollten nun einmal nichts von einem Umwege wissen. Nach langer Debatte trennte man sich, die größeren Käfer versuchten den Sumpf zu umfliegen und die kleineren blieben trostlos zurück, und fürchteten schon, das schöne Hochzeitsfest zu versäumen. Die Zeit verstrich, ein Irrlicht tanzte höhrend vor ihnen herum, und die arme Schaar wollte verzweifeln. Da sagten die Glühwürmer, die damals noch ganz unscheinbare graue Käferchen waren: „Wir haben Rath, wir wollen voranstiegen und versuchen, ob die Flammen uns vernichten. Bleibt am Rande des Sumpfes und wartet den Ausgang unserer Unternehmung ab.“ — So geschah es. Die grauen Käferchen umschwirrten erst leise und vorsichtig den tollen, feurigen Gefellen. Das erste Mal, als er ihnen entgegenhüpfte, schreckten sie zwar zurück und die Zuschauer am Ufer wollten schon triumphiren über die Niederlage. Aber das spornte sie gerade zu neuem Wagnisse. Sie hatten schon das Irrlicht von allen Seiten umringt, und als das, um sie zu schrecken, zwischen den größten Haufen hindurch fuhr, jubelten sie laut auf, denn sie hatten zwar geblendet die Augen zudrücken müssen, aber keinen von ihnen hatte die Flamme verlegt. Nun verfolgten sie hartnäckig den Feind, der bald so umringt, umschlossen und festgehalten war, daß

er sich gefangen geben mußte und von den Siegern im Triumph an's Ufer geschleppt wurde. Die andern Käfer wollten nun auch Theil nehmen an dem Siege und den armen Gefangenen als ihre Beute betrachten, aber die kleinen Sieger wußten ihr Recht zu behaupten, wie sie es erkämpft hatten. Das Irrlicht wurde auf einen alten Baumstamm gelegt, und mit einem langen Grashalme, der scharfe Zähne am Rande hatte, wie mit einer Säge zerschnitten und zertheilt, daß jeder der kleinen Helden seinen Siegesantheil erhielt und das flimmernde Irrlichtstückchen unter den Flügeln verbarg. Nun ging die Reise weiter über den Sumpf, unbeirrt um die Irrlichter, die geschreckt durch das Schicksal ihres Bruders, schon vor ihnen Platz machten. Und was war es erst für eine Freude, als die kleinen Käfer bei der Braut ankamen und schon lange ihre Glückwünsche ausgesprochen hatten, als erst die großen Käfer, müde und erschöpft vom weiten Fluge, anlangten und auf die Libelle schalteten, die sie tückisch in die Irre geführt und dann bösslich verlassen hatte. Als die großen Käfer fragten, wie die kleinen über den brennenden Sumpf gekommen wären, summten und brummten die nur unverständliche Worte in den Bart und nickten schlau mit den Fühlfäden, denn die Glühwürmer hatten sie gebeten noch nichts von ihrem Siege zu erzählen, was sie um so treuer thaten, als auch die Käfer lieber den Ruhm als die Schande anderer verschweigen und sie mit dem Muthen jener zugleich die eigene Unentschlossenheit hätten eingestehen müssen. Der Tag verging und der Hochzeitsabend, die höchste Feier begann. Die großen Käfer hatten sich ausgeruht und waren schon wieder übermüthig geworden. Alle pußten sich, nur die Glühwürmchen saßen bescheiden in ihren grauen Kleidchen im Grase. Ein Goldkäfer, der etwas lange bei seiner Toilette zugebracht hatte, strich, eitel auf sein goldgrünes Gewand, an ihnen vorüber

und sagte höhrend: „Euch Armen freilich hilft kein Bugen, ihr werdet in euren Staubmäntelchen niemals eine glänzende Figur spielen, sonst wollte ich Euch von der

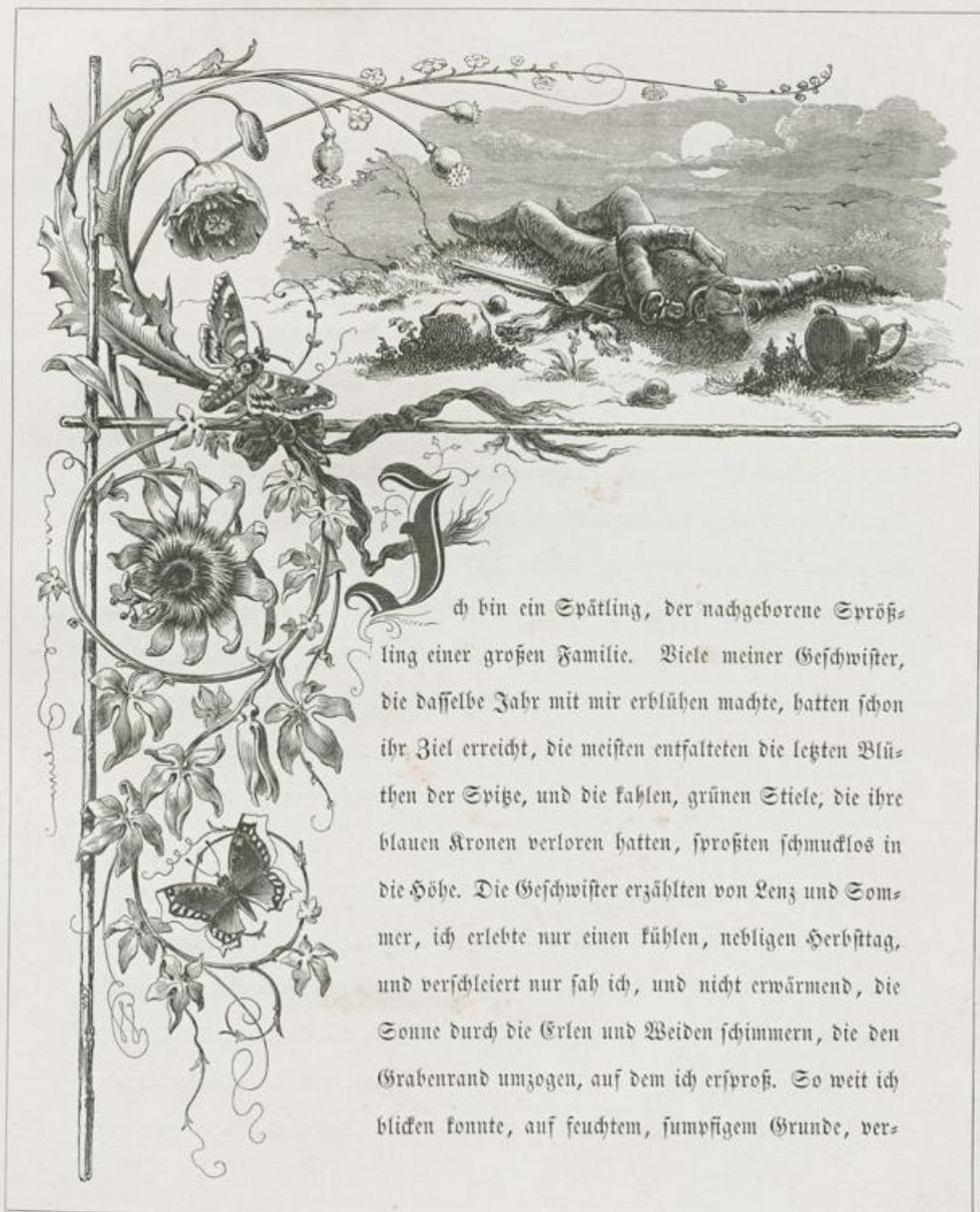


Goldschminke anbieten, die ich übrig ließ, und die ihr auf jenem Grashalme neben dem Thautropfen finden werdet, der mir zum Spiegel diene.“ „Wir danken Dir, fuhr ein vorlautes Glühwürmchen heraus, denn wenn wir auch keine Goldkleider haben, so tragen wir doch einen Brillantschmuck, der Dir fehlt.“ Bei diesen Worten hoben sie alle die Flügel, das glänzende Flämmchen strahlte auf, und als sie in die Hochzeitsgesellschaft schwirrten, war des Staunens und Wunders kein Ende. Die Glühwürmchen blieben die Helden des Festes, und als es vorüber war, ließ sich Marienwürmchen, die erröthende Braut, von ihnen vorleuchten. — Das ist nun lange her, aber die Glühwürmer haben ihre Flämmchen, behalten, und wenn sie ihnen einmal ausgehen wollen, ziehen sie aus, suchen ein Irlicht und theilen es wie damals.“

„Thorheiten,“ rief Heingelmann, dem die Geduld ausging. „Das sind alles Thorheiten.“

„Nein,“ sprach die Elfe ganz ernsthaft, „das ist wahr und wahrhaftig, wie ich es Dir erzählt habe, und wenn Du Nachts durch den Wald gehst, kannst Du Dich davon überzeugen. Da stehen alte Baumstämme im feuchten Grase, die wunderbar durch das Dunkel schimmern und leuchten. Mancher meint, es läge da ein Schatz begraben, aber der wird sich täuschen, der ihn zu heben kommt. Auf solchen Stämmen theilten sich die Glühwürmer ein Irrlicht, und dann glänzt der Stamm noch lange fort und Regen und Thau löschen das Licht nicht aus, weil es aus dem feuchten Grunde stammt und das Wasser nicht scheut. Da liegt ein Splinter von solchem Stamm und ich will ihn gleich an unsere Seite legen, damit er mir leuchtet, um Dir das vierte Blättchen des Bergisweinnichts vorzulesen. Das Sternenlicht kommt mir zu Hilfe, und so denke ich soll es schon gehen.“

Ehe Käppchen etwas dagegen sagen oder thun konnte, war Lilli schon in vollster Lektüre. So lautete die Geschichte der Blumenfee, die auf dem vierten Blättchen stand:



blühte Blumen, die der Wind tausend zum Moore herniederbeugte. Was noch Farben und Duft hatte von allen den Frühlings- oder Sommerkindern, war müde und matt und sehnte sich nach Ruhe. Mein Blüthenauge weinte, als ich es aufschlug, denn ich empfand meine Einsamkeit, wenn gleich ich sie nicht verstand. Die Sonne war untergegangen. Blutroth, unbestimmt und formlos hatte der leuchtende Ball hinter den Nebeln Abschied genommen, die feucht, gezogen und schwebend über der Wiese hingen und sich durch die Bäume schlangen, die verdriesslich die Wipfel schüttelten, als wollten sie sie abstreifen. Ich erwartete eine öde, einsame Nacht, da vernahm ich von fern her den dröhnenden Aufschlag gleichmäßig auftretender Schritte, und das schwere Rauschen des Metalls, unterbrochen von kurzen Commandoworten. Näher und näher kam es heran, dumpf tönend auf dem moorigen Grunde, und schon sah ich bligende Waffen durch die Dämmerung schimmern. In geschlossenen, geordneten Reihen, wie eine feste Mauer, rückte eine Abtheilung Soldaten heran, immer näher der Stelle, wo ich erwuchs, und ich drückte mich hinter einen Stein, an dessen Seite ich nun neugierig hervorblickte, um nicht von den schweren Tritten erdrückt zu werden. Aber Halt! tönte die Stimme des Führers, und es stand die Schaar wie angewurzelt an dem Boden. Wenige Worte nur erklangen die Reihen entlang, deren Laut der Windhauch mir entführte, eine kleine Abtheilung trat ab, machte Kehrt, schwenkte dann zur Seite und verschwand schnell meinen Blicken. Auch den Klang der Schritte konnte mein Ohr nicht lange verfolgen, denn in den Reihen der Zurückgebliebenen war es lebendig geworden, ein Theil rückte weiter, daß ich nur mühsam die Conturen der Gestalten gegen den grauen Hintergrund abgezeichnet sehen konnte, und die Uebrigbleibenden setzten die Gewehre zusammen und legten Gepäck und Waffen ab. Der geordneten

Stille, die nur einzelne Commandoworte unterbrachen, folgte ein freies, heiteres Durcheinander der Stimmen, eine regellose Geschäftigkeit. Während einzelne dicht neben mir einen Platz ebneten und mit zusammengetragenen Steinen umgränzten, zerstreuten sich andere in dem Erlendickig, wieder andere rollten die Mäntel auseinander oder kramten in den Tornistern. Die Officiere hatten weiterhin einen kleinen Kreis gebildet, und ich konnte nicht unterscheiden, ob Befehle ausgetheilt wurden oder ob eine gemeinsame Besprechung sie vereinigte. Noch weiter ab, notirten die Feldwibel die gestüßerten Worte der Adjutanten in ihre Schreibtafeln. Es war wieder eine Stille eingetreten, die aber nicht lange währte. Hufschläge ertönten von fern, Säbel raffelten, und in gestrecktem Trabe sprengte eine Schwadron Husaren daher. Sie hielten, sie saßen ab, Pfähle wurden eingeschlagen um die Pferde zu befestigen, eine Geschäftigkeit begann für Mann und Rosß. Ich konnte nicht Alles verfolgen, denn schon war es dunkler geworden und mehr in meiner Nähe zogen noch andere Dinge meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Soldaten, die sich durch das Holz zerstreut hatten, kamen mit Reisigbündeln, die sie auf dem Platze zusammentrugen, den die andern mit Steinen umgränzt hatten. Hier, geschützt von einer Seite durch den Grabenrand, wurde ein Feuer angezündet, das erst in dicken Rauchwolken durch die feuchten Reisfer aufwirbelte, dann zur Flamme aufschlug, und die knisternden Funken hoch durch das nun völlig eingebrochene Dunkel sprühte. Es war eine feuchte, kalte Nacht, Regen tröpfelte nieder und der Wind pfliff rauh und trieb den Rauch des Bivouacfeuers scharf nach einer Seite. Da hatte sich Alles gelagert. Ein lautes, heiteres Gespräch wurde geführt, ein derber Scherz dazwischen, den der große Chor der Lacher mit lautem Jubel belohnte, die Feldflasche kreiste, hier und da wurde die Weise eines

Soldatenliedes angestimmt, die dann unvollendet in einem neuen Ausbruch des Beifalls unterging, der Trompeter stand seitab und pffiff ein Liedchen, die Officiere saßen am Feuer und lachten und scherzten mit, oder hatten sich weiter ab zu einem kleineren Kreise versammelt, wo die Tamboure ihnen die Trommeln als Sitze hingeschoben hatten. Es war ein buntes, bewegtes Bild: die Gruppe der Lagernden, bald grell erleuchtet vom aufflackernden Feuer, bald verhüllt durch Rauch und Dunkel; die Mannigfaltigkeit der Uniformen, die sich durcheinander gemischt hatten; als Hintergrund die blizenden Gewehre gegeneinander gestellt, und die Pferde, mit den Köpfen vom Feuer abgerichtet, die ruhig bedächtig die Futterbeutel leerten. Nach und nach wurde es stiller am Feuer. Einer nach dem andern hatte sich ein Lager gesucht, und, gehüllt in den Mantel, im Schutze eines Baumstammes, oder gelehnt an den höhern Rand des Grabens sich dem Schlafe überlassen. Das Feuer war niedergebrannt, und ein kleiner Kreis nur unterhielt es. Der Regen hatte nachgelassen. Man konnte die Schritte der Posten vernehmen, und fern durch die Nacht das Ausrufen der Patrouillen. Ganz in meiner Nähe saßen ein Lieutenant von der Infanterie und ein Arzt von den Husaren im traulichen Gespräche zusammen. Sie hatten sich vorher beim Feuer gefunden und als alte Freunde nach langer Trennung begrüßt. Ich hatte es von fern beobachtet, jetzt waren sie mir näher gekommen. Der Lieutenant saß auf dem Steine, hinter dem ich mich versteckt hielt, der Arzt lag auf einer wollenen Decke zu seinen Füßen. Ich konnte sie deutlich beobachten. Der Arzt blickte frisch und zufrieden in die Welt, das Gesicht des Officiers, das sich zwar in der Freude des Wiedersehens und in den frohen Gesprächen aufheiterte, trug die Spuren tiefen Grams. Alte Erinnerungen hatten sie heraufgerufen, aus der Zeit, wo sie vor



Gen. Carl von Clausewitz in Düsseldorf

251316. Duff.

einigen Jahren in Heidelberg zusammen studirten. Weiterer Stunden war gedacht worden, der Commerse, die sie feierten, und nach manchen Namen hatten sie gefragt, nach allen den Genossen ihres glücklichen Kreises, die das Schicksal nun alle auseinander gestreut hatte; wie sie hier sich zufällig fänden, wenig Stunden vielleicht vor einer Schlacht, beide in Verhältnissen, an die sie früher nicht gedacht hätten. Der ernste Dienst der Waffen rief ihnen die Waffenübungen der Studentenjahre in das Gedächtniß zurück und lächelnd gedachten sie jener Siege und Niederlagen. Der Arzt fragte den Lieutenant, wie bei ihm der Entschluß gereift sei, sich dem Militairdienste zu widmen. Da trat der Zug des Grames deutlicher auf dem Gesichte hervor, die Antwort wich aus, und beide sahen stumm vor sich nieder. Ein Geräusch, ein Gewirr von Stimmen durch einander schreckte sie aus diesem Schweigen. Weiter ab waren Gewehre umgefallen, das Geräusch derselben, das Ausleuchten im Widerschein des Feuers hatte ein Pferd scheu gemacht. Es hatte sich losgerissen und dabei den Husaren, der es halten wollte, schwer verlegt. Man rief nach dem Arzte und schnell war dieser von der Seite des Freundes, der einsam zurückblieb. Noch lange blickte er stumm vor sich nieder. Ich glaubte ihn zu verstehen. Die heiteren Erinnerungen der glücklichsten Jugendjahre, die er gewaltsam heraufbeschworen hatte, spannen sich fort zu den späteren, die er im Herzen bewahrte. Endlich schreckte er auf aus seinen Träumereien. Er schüttelte die braunen Locken aus der Stirn, als könnte er so die Sorgen verscheuchen, die ihn bedrückten, riß den Rock auf und zog die Uhr heraus um sie aufzuziehen. Es klirrte etwas Glänzendes nieder auf den Stein, auf dem er saß, und rollte dann in das Gras. Die Kette der Uhr war gerissen. Er beugte sich nieder, leuchtete mit der glimmenden Cigarre am Boden, und die Finger suchten durch Gras und Blumen. Da hing das

Ringchen an einem Blatte meines Stieles, und so fest, daß er es nicht herausziehen konnte, ohne den Stiel zu brechen. Er nahm mich empor. „Ein Vergiftmeinnicht, sagte er, das der Zufall so in meine Hände spielt. Wunderbar! Wieder ein Vergiftmeinnicht! Ich werde es als Omen nehmen für die Schlacht, die mir bevorsteht. „Er steckte mich in das Knopfloch, hüllte sich in seinen Mantel und legte sich zum Schlafen an den Boden. — Da lag ich auf dem klopfenden Herzen eines Menschen. Wie das wogt und bebt, was das Alles verschließt! Ich horchte an der stummen Kammer, und folgte jedem Herzschlage, den der Traum höher oder stiller, lauter oder ruhiger in der Brust klopfen ließ. — Der Morgen dämmerte heran, die Nebelstreifen lichteteten sich, ein kalter Wind trieb sie auseinander. Da stand die Sonne schon, die Sonne eines verhängnißvollen Tages. Die Trommel weckte die Schläfer, weiterhin rief die Trompete die Husaren an die Pferde. Schnell stand Alles gerüstet und gewaffnet, geordnet und aufgestellt wie am vorigen Abend, als sie anrückten. Marsch! tönte das Commando des Führers, vorwärts schritten die Soldaten über die Wiese, und ich mit ihnen, denn ich hatte mich angelegt an die Brust meines Trägers. Bald war ein fester Weg erreicht und nun ging es mit schnellem, aber sicher gemessenem Tritt weiter, bis wir über eine Anhöhe kamen, wo wieder Halt geboten wurde. Ich konnte eine weite Ebene überblicken. Durch einen buschigen Grund von uns getrennt, zog sich ein hoher Wall hin, an den sich ein Dorf anlehnte, und der weiterhin von einer waldigen Höhe verdeckt wurde. Wall und Dorf waren von den feindlichen Truppen besetzt. Vor dem Grunde, der uns von jenen trennte, wurde eine weite Schlachtlinie aufgestellt. Die Truppen, mit denen ich gekommen war, nahmen den rechten Flügel ein. „Büge aus dem dritten Gliede formirt!“ hieß das Commandowort; die Tirailleure stellten

sich hinter der Schlachtklinie auf, und der Officier, dessen Knopfloch ich zierte, übernahm die Führung derselben. Lange standen wir so in stummer Erwartung. Auf dem linken Flügel hatte schon das Treffen begonnen. Von der Höhe donnerten die feindlichen Batterien hernieder, und ein Angriff der Unsrigen auf dieselben war schon zweimal abgeschlagen worden. Da tönte auch für uns das Signal. Die Tirailleure marschirten vorwärts, und ich voran an der Brust ihres Führers. Den Grund durchschritten wir, und sollten dann den Feind von dem Wallrande vertreiben. Fest und bestimmt überfah mein Officier seine Mannschaft, deutlich erschallte sein Commando, klar war der Blick, sicher der Schritt — nichts verrieth eine Bewegung seines Innern. Ich allein konnte sie errathen, ich allein, dem das Pochen erzählte was im Innern vorging. War's die Aufregung der Schlacht, war's ein Vorgefühl des Todes, war es ein Abschluß mit dem Leben, was hier die Brust bewegte? — Ich wußte es nicht. Kaum war der Grund überschritten, als ein feindliches Feuer uns empfing. Hier und da fiel einer aus unseren Reihen, aber weiter trieb das Wort, das Beispiel des Führers. Gegen den Wallrand begann der Angriff. Er war erstiegen, aber lichter waren die Reihen geworden. Der Officier sammelte die Seinen und weiter führte er sie zum Angriff. Jetzt hörte ich es deutlich an dem Schlage seines Herzens, es bebte nicht weil er den Tod fürchtete, sondern weil er ihn suchte. Der Angriff war zurückgeschlagen, aber wieder wurde er gewagt, der Tod winkte aus unzähligen Schlünden. Ich zitterte — für mich und für ihn. Da drang eine Kugel tief in das Herz meines muthigen Trägers und bohrte mich ein in die blutige Wunde. Er fiel, noch einmal zuckte das zerrissene Herz, noch ein Seufzer aus der blutenden Brust, und still ward es und schlug nie wieder in Schmerz oder Freude. Ich starb in dem Blute seines Herzens". —

Das vierte Blättchen folgte den andern nach. Es hing noch fest an dem Steine, ehe es in die Quelle fiel, ein Thautropfen rollte aus dem Moose und wusch es herunter.

Lilli hatte Etwas mit der Hand an den Augen zu thun, und als Heinkelmann gutmüthig theilnehmend fragen wollte, was ihr wäre, schalt sie auf die Sterne, die gar zu trübe glänzten, und meinte, es sei doch sehr unvernünftig, so in der Finsterniß zu lesen. Das war es ja, was Gütchen behauptet hatte, aber als er sie daran erinnerte, daß er nun doch Recht hätte, wollte sie zwar die Sterne nicht loben, aber sie blieb dabei, daß ihr gerade das Lesen gar nichts schaden könnte, und zum Beweis machte sie sich gleich bereit, das fünfte Blättchen des Berggiftmeinnichts, das sie in der Hand hielt, vorzutragen.

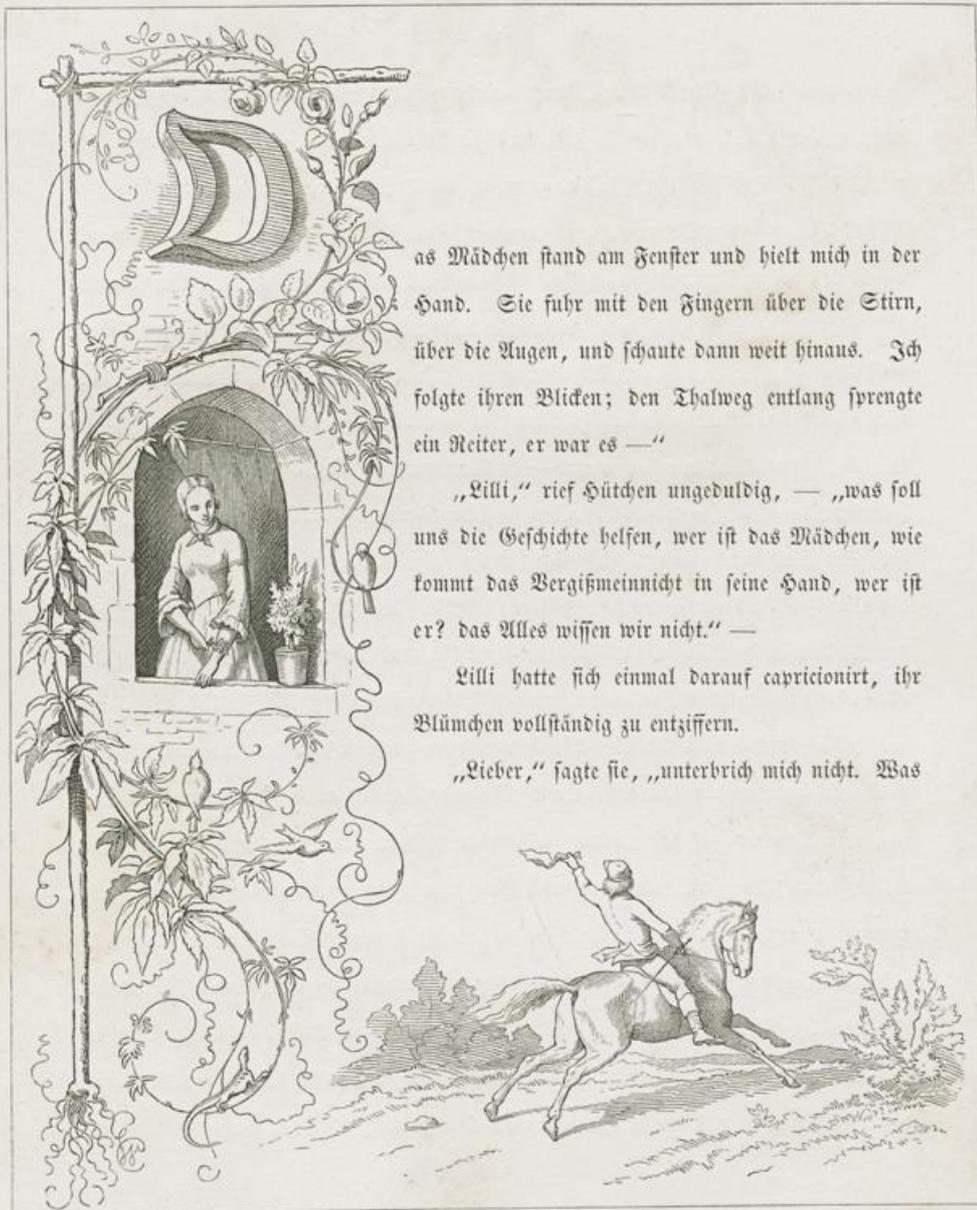
Gütchen sah ein, daß mit Vernunftgründen nichts auszurichten sei, und ergab sich in die Launen der Freundin und in die Lektüre.

Aber Lilli sah diesmal mit verlegenem Gesichte auf ihr Blättchen, und der Zug der Schadenfreude, der so selten über Käppchens Gesicht zog, wollte schon sein Recht behaupten, als sie anfing:

„Mir muß doch etwas in's Auge gekommen sein, denn ich habe mit dem vierten Blatte den gelben Kelch abgerissen und weit hinein in die zarten Fasern des letzten. Die halbe Geschichte ist fort.“

„So laß es mit der Lektüre gut sein,“ sagte Gütchen, und wollte von seinem Plage aufstehen.

„Mit nichts,“ sprach Lilli und hielt ihn fest. „Ich pflege meine Bücher zu Ende zu lesen, und Du, der Du so klug bist, so vieles gelesen hast, und die Menschen aus dem Umgange kennst, wirst ergänzen und errathen können. Wir sind diesmal gleich mitten darin. Von hier an fehlt nichts, höre zu:



Das Mädchen stand am Fenster und hielt mich in der Hand. Sie fuhr mit den Fingern über die Stirn, über die Augen, und schaute dann weit hinaus. Ich folgte ihren Blicken; den Thalweg entlang sprengte ein Reiter, er war es —“

„Lilli,“ rief Gütchen ungeduldig, — „was soll uns die Geschichte helfen, wer ist das Mädchen, wie kommt das Bergsmeinnicht in seine Hand, wer ist er? das Alles wissen wir nicht.“ —

Lilli hatte sich einmal darauf capricionirt, ihr Blümchen vollständig zu entziffern.

„Lieber,“ sagte sie, „unterbrich mich nicht. Was

soll es denn sein? Ein Mädchen, dem ein junger Mann, so denke ich, ein Berggipfel nicht geschenkt hat. Er reitet fort, und sie sieht ihm nach — das ist doch wohl verständlich? Die Fortsetzung wird zeigen, ob ich Recht hatte, höre weiter:

„Als er in der Ferne entschwunden war, trat sie vom Fenster zurück. Es war, als hätte sie ihre Thränen zurückgehalten, den Blick nicht zu trüben, der ihm so weit als möglich folgte. Jetzt stand sie im Zimmer und ein Strom von Thränen überfluthete ihre Wangen. Dann lächelte sie wieder mitten unter dem Weinen, drückte mich, die sie noch immer in den Händen hielt, an die Lippen und flüsterte: „Ist es möglich, ist es denn wirklich wahr — er liebt mich?“ Dann schritt sie durch das Zimmer, der Gang war leicht erhoben, ein wunderbares Glück trug und umfluthete sie. Sie stand vor dem Spiegel. Sie sah ihre eigenen Züge so seelenvoll prüfend an, als wären sie ihr theuer geworden, seit er sie liebte. Da sah sie erschreckt die Spuren der Thränen in den Augen. „Thränen, sagte sie, und ich war niemals so glücklich, als in diesem Augenblick, in meinem ganzen, ganzen Leben?“ Und sie lächelte sich an und wischte mit dem Tuche über die Augen, aber zwischen dem Trocknen und Lächeln quoll es immer wieder und wieder wie glänzende Demanten über die Wangen. Sie schritt im Zimmer auf und nieder. Sie war ruhiger geworden, und es war, als kehrten ihre Gedanken, die eben noch von einem einzigen Gefühle überwältigend umwogt waren, jetzt zurück, zum Nächsten um sie herum. Sie stand plötzlich still. „Die Großmutter, sagte sie, die Großmutter wird es nie zugeben, und ich könnte es ihr niemals gestehen.“ Es war, als wenn das Blut zurückträte, so bleich stand sie da, als wenn auch die Thränen versiegt wären, so starr blickte das Auge; die Lippe zuckte und das Herz bebte hörbar. Da horchte sie auf, Tritte wurden vernehmbar,

sie schrak zusammen, flüchtete an den Arbeitstisch, ergriff die erste beste Arbeit, und sah nieder. Ich war ihr aus der Hand gefallen, und lag vor ihr auf dem Tische.

Die Thür öffnete sich, und herein trat mit festem Gange die erhabene Gestalt einer Matrone. Die hohe Haltung trotz der Jahre, die stehenden Augen, von dem grauen Haar beschattet, der Zug der gewölbten Lippen, Alles deutete auf Festigkeit und Unererschütterlichkeit. Das Gesicht war ein Buch, auf das das Leben ernste Züge eingeschrieben hatte. Ich sah scheu zu dem Blick empor, mit dem sie stumm die Enkelin grüßte, die leise bebend das Haupt senkte. Das Auge hatte längst verlernt zu weinen. Die Großmutter sah lange die Enkelin an, die den Blick fühlte und den Kopf nicht zu erheben wagte. Die Züge der Matrone veränderten sich nicht, aber der forschende Blick las auf dem stumm gebeugten Gesicht des lieblichen Mädchens wie in einem aufgeschlagenen Buche. „Du hast geweint, sagte sie, er ist fort, Du liebst ihn!“ Das arme Kind hätte niemals gewagt, ihr süßes Geheimniß zu gestehen, aber wie hätte sie es verläugnen können, das heiligste, eben erst gewonnene Eigenthum ihres Herzens? Sie schwieg und neue Thränen antworteten mit beredter Sprache. Die Großmutter fuhr fort, und bemühte sich, einen milderen Ton anzuschlagen: „Das ist vielleicht der erste Kampf Deines Lebens, aber wer leben will, muß kämpfen lernen mit der Welt, mit seinem Herzen. Du mußt ihn vergessen!“ Das Herz des Mädchens rang gewaltsam. „Vergessen? lispelte sie, vergessen — nein niemals, niemals.“ „Kind, sagte die Großmutter, was überwindet nicht Alles das Leben, was muß man nicht Alles vergessen?“ Die Enkelin schüttelte leise den Kopf, das Gefühl, das so jung erst klar hervorgebrochen war, trotzte der greisen Erfahrung eines langen Lebens. „Hat er Dir etwas gesagt? Was sprach er beim Abschied?“ —

fragte die Greisin. „Nichts, antwortete die Enkelin. Nichts! Aber ich las Alles in seinem Blick, aus seinem Händedruck beim Scheiden, und dem bebenden Abschiedsgruße, mit dem er mir diese Blume reichte.“ Sie hatte die Arbeit aus der Hand sinken lassen, und mich wieder vom Tisch genommen. Sie hielt mich empor, so stolz und so demüthig beglückt zugleich, als wäre ich das verkörperte Geständniß seiner Liebe. „Ein Bergifmeinnicht? sagte die Matrone. Ein Bergifmeinnicht?“ Sie schritt auf einen Lehnstuhl zu und sank in denselben nieder. Lange blickte sie stumm vor sich hin, aber die Züge belebten sich, es wogte Etwas auf in dieser Brust, die Gedanken durchflogen den todten Raum einer langen, langen Vergangenheit. Die Enkelin war aufgestanden und betrachtete halb staunend, halb bebend die Großmutter. So hatte sie sie nie gesehen, und wie einen Richterspruch erwartete sie, daß diese Lippen sich wieder öffnen sollten. „Geh an den Schrank,“ sagte die Greisin, und das Mädchen gehorchte stumm zitternd. „Zieh das unterste Fach auf — da nicht — links. Unter den Briefen! Siehst Du eine kleine, goldene Kapsel? Die ist's! Bringe sie her, Kind!“ Das Mädchen gehorchte. Die Großmutter hielt die Kapsel in den bleichen, mageren Händen. Sie drückte an der Kapsel, sie sprang auf, ein vertrocknetes, vergelbtes Bergifmeinnicht lag darin. „Du liebst, sagte sie, o Du bist glücklich.“ Und Thränen rollten nieder auf die arme Bergifmeinnichtleiche in ihren Händen. Die Enkelin hatte die Großmutter noch niemals weinen sehen; es war, als wenn eine Scheidewand bräche, wie die Rinde schmolz von dem gealterten Herzen. Sie sank nieder zu den Füßen der Alten. Staunend vor dem nie geahneten, beseligenden Geheimniß rief sie aus: „Du hast geliebt, Großmutter, Du hast geliebt!“ Die Großmutter zog sie an sich, und küßte sie auf die Stirn. „Du sollst ihm gehören,



Die Mutter von dem 3ten Bilde

2311. 10g.

sagte sie, Du sollst glücklich werden.“ Das Mädchen schlang den Arm fester und fester um den Nacken der Matrone, und in der Umarmung fiel ich aus ihren Händen. So saßen sie lange stumm. Da stand die Großmutter auf, schloß die Kapsel, die sie noch immer hielt, verwahrte ihr vertrocknetes Vergifmeinnicht sorgsam an derselben Stelle, wo die Enkelin es gefunden hatte. Ich war vergessen, und welkte am Boden. — Die Liebe in ihrem Glücke braucht keine Erinnerung!“ —

Das letzte Blatt sank in den Bach, und Lilli stand auf. Der hervordämmernde Tag säumte schon den Horizont mit seinem erröthenden Schein, die Gräser und Blüthen erhoben sich, und die Thautropfen rollten nieder.

„Du mußt Deinen Brunnen trinken!“ sagte die Elfe, „und ich, die ich die ganze Nacht mit Dir verplaudert habe, muß wissen was die andern Elfen trieben Laß uns gehen!“

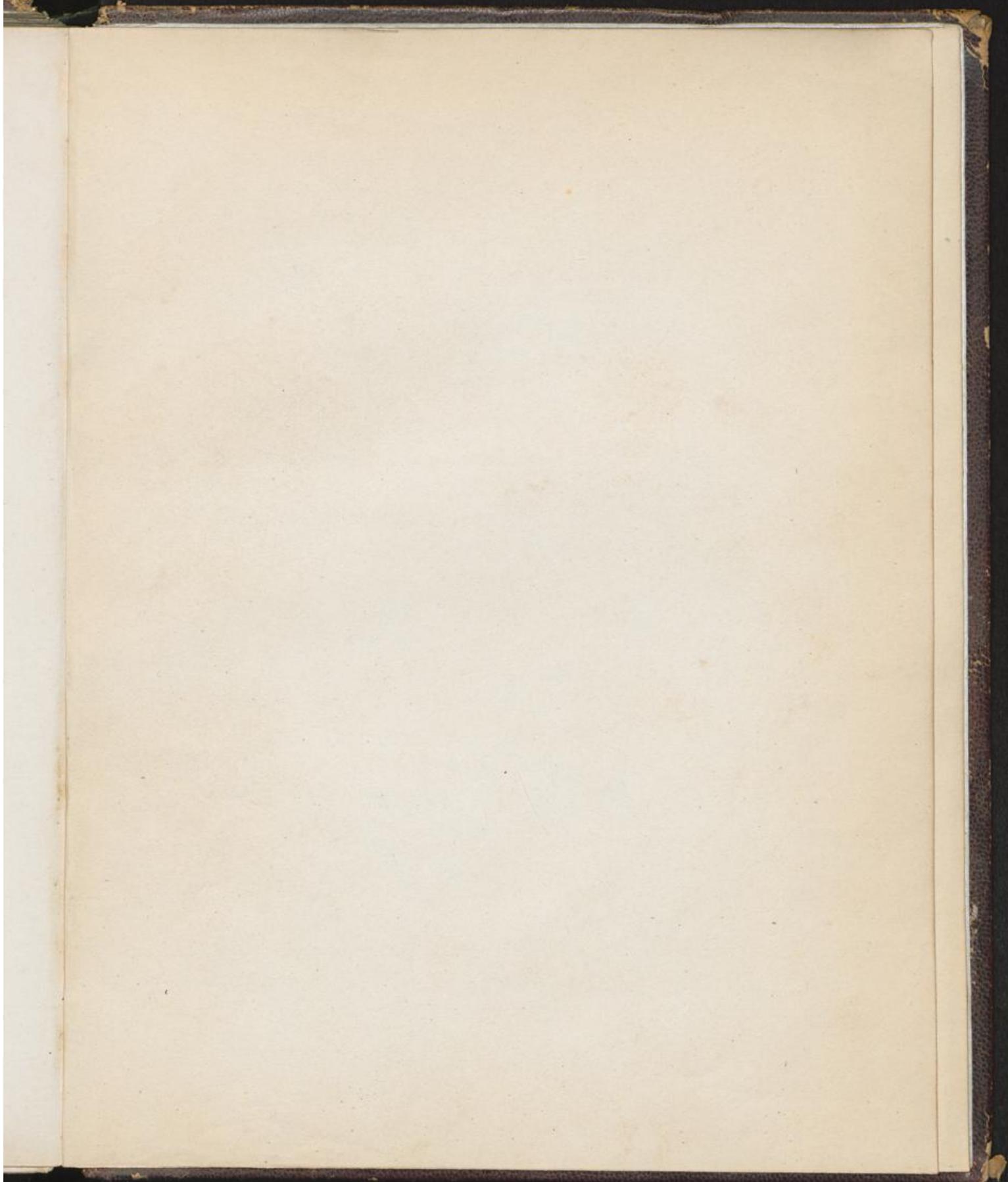
Käppchen war auch aufgestanden und reichte der Freundin die Hand, um von dem Steine auf die Wiese hinüber zu treten.

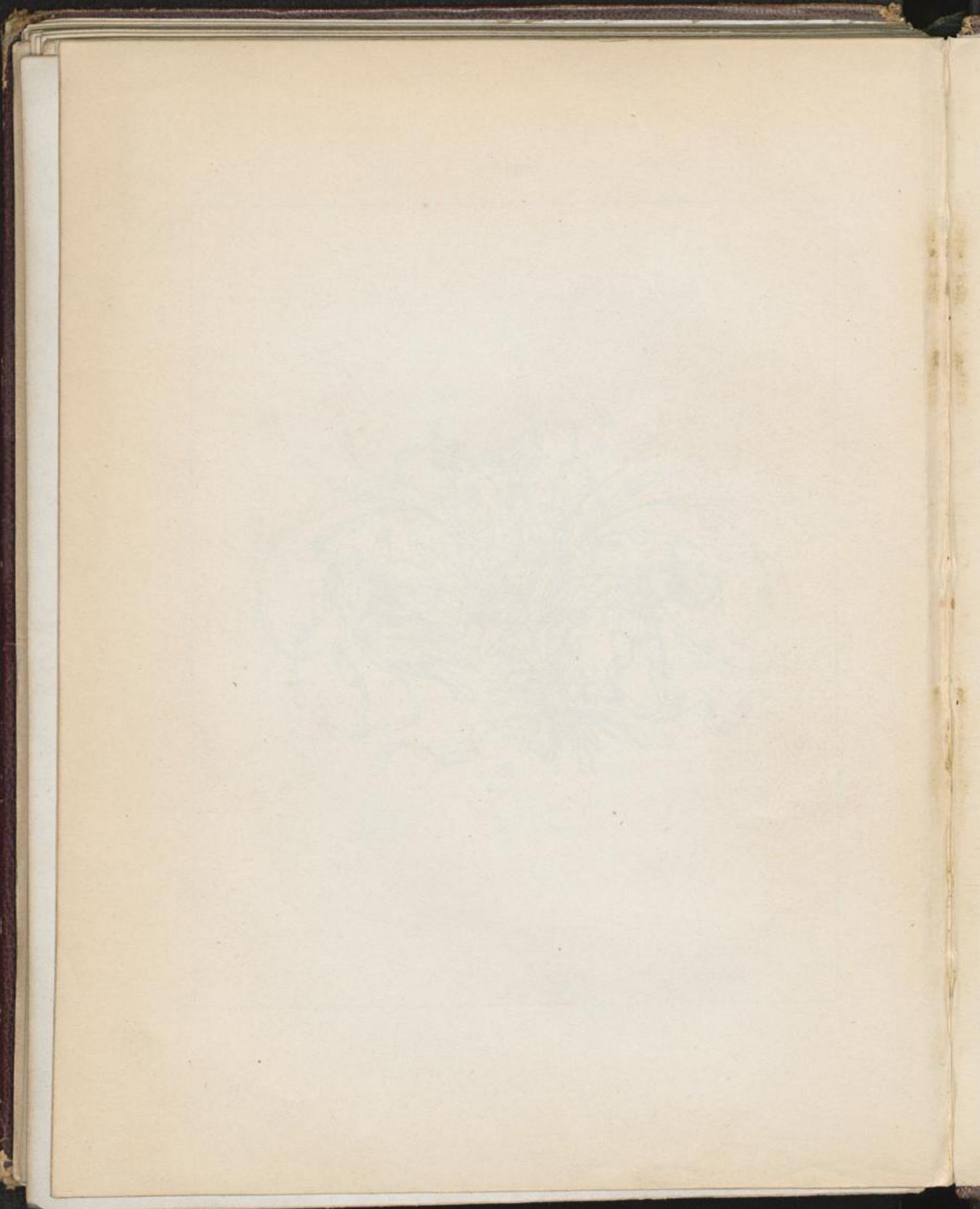
„Nimm Dich in Acht! sagte er, „und zerknicke nicht die Vergifmeinnicht zu Deinen Füßen.“

Lilli lächelte und war ihm ohne Abschied entschwebt.

Er schritt langsam weiter und bog behutsam die Stiele der blauen Blüthen auseinander um keine zu beschädigen.







1.70

